

Mitteilungen

des

Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins

zu

Prenzlau.

Herausgegeben vom Vereins-Vorstand.

VI. Band. 1. Heft.

Prenzlau 1916.

Druck und Kommissionsverlag von
A. Mieck Verlagshandlung G. m. b. H.

Kurze
Bau- und Kunstgeschichte
der
Uckermark.

Ein weiterer Beitrag zur Heimatkunde.

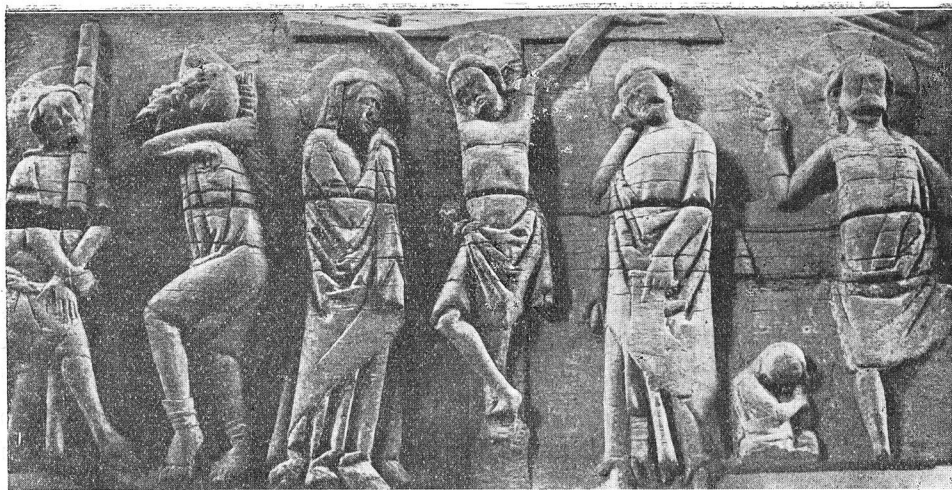
Von

Lic. theol. Dr. Rudolf Ohle

Pfarrer an St. Nikolai.

Den Landlehrern der Uckermark
als den treuen Hütern der kirchlichen Kunstschatze

gewidmet vom Verfasser.



I.

Die Dorf- und Stadtanlage.

Der etwas anspruchsvolle Titel „Uckermärkische Bau- und Kunstgeschichte“ soll nicht etwa besagen, daß die Uckermark auf dem Kunstgebiete irgend etwas Eigenartiges entwickelt habe, sondern soll nur ausdrücken, daß wir den Versuch machen wollen, die Bauten und kunsthistorischen Denkmäler der Uckermark in die große, deutsche, kunstgewerbliche Entwicklung einzugliedern. Zu diesem Zwecke war es nötig, die Nachbargebiete, das Land Stargard (das jetzige Mecklenburg-Strelitz) und die anstoßenden Teile Pommerns zu besuchen. Denn nur durch Vergleiche mit den angrenzenden Gebieten ließ sich das der Uckermark Eigentümliche feststellen. Durch den Ausbruch des Krieges sind allerdings diese Ausflüge gewaltsam unterbrochen worden, immerhin glaube ich, genügende Unterlagen gesammelt zu haben, meine in der Befestigung der Uckermark niedergelegten Beobachtungen zu ergänzen und näher zu umschreiben.

Es mögen im ganzen dreihundert Dörfer und Städte sein, die zu dem nachfolgenden Bilde die Bausteine geliefert haben; das von mir durchwanderte Gebiet erstreckt sich von Gransee, Stargard, Neubrandenburg über Pasewalk nach Garz an der Oder, von dort nach Freienwalde, Eberswalde und Behdenick.

Die Dörfer. Die Dörfer dieses Gebietes sind durchweg Straßen-, genauer Angerdörfer. Obgleich der wendische Name über den Ursprung der Siedelung keinen genauen Aufschluß gibt (Hans Witte in Deutsche Erde 1905), ist es doch wahrscheinlich, daß die meisten Dörfer dort aufgebaut wurden, wo bereits Wenden gesessen hatten, und daß der deutsche Einwanderer in seinem konservativen Sinne die wendischen Namen ruhig beibehielt. Daher tragen unsere Dörfer heut überwiegend wendische Namen. Doch wurde auch bei uns, wie anderwärts, mancher Ortsname erst nachträglich mit einer wendischen Endung versehen, z. B. Golzow, das noch vor 100 Jahren allgemein Golze hieß und so noch heute im Munde der Leute heißt.

Man sollte denken, die wendischen Burgwälle hätten die Ansiedler besonders locken müssen, im Schutze dieser künstlichen Befestigung ihre Dörfer aufzubauen. Dies scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein, die meisten Burgwälle liegen jetzt auf freiem Felde. Satzke (M.-Strelitz) und Blankenburg (Kreis Templin) sind wohl die einzigen, die sich unmittelbar an einen Burgwall anlehnen. Bei Blankenburg ist es sogar noch am Kirchplatz ersichtlich, wie es sich aus einem Rundling erst im 17. und 18. Jahrhundert durch Zuzug von pfälzischen oder französischen Kolonisten zu einem Straßendorf entwickelt hat. Dagegen wurden mehrere hochgelegene Burgwälle durch mittelalterliche Befestigungen in richtige Burgen verwandelt, z. B. Greiffenberg, Groß-Fredenwalde, Stolzenburg (Kr. Uckermünde).

Für das auf dem Kolonialgebiete vorherrschende Angerdorf gibt es schlechterdings kein echt deutsches Vorbild. Nach meiner Ansicht kann es sich nur aus dem wendischen Rundling entwickelt haben; der gleichen Ansicht ist auch Heinrich Nebensburg in seinem prächtigen Buch: Das deutsche Dorf I, 30. Doch welchen Ursprung dies Dorf auch haben mag, zur Zeit, als es angelegt wurde, war das Land noch völlig wertlos, daher sind unsere Dörfer so ungemein weitläufig erbaut. Der Anger oder die freie Dorfaue, um die sich die Häuser gruppieren, hatte eine durchschnittliche Größe von 20—30 Morgen! Man ist über ihre Ausdehnung einfach erstaunt, wenn man sie, wie in Küstrinchen, noch vollständig unberührt vor sich liegen sieht; hier wird sie vom Gutsherrn regelrecht landwirtschaftlich bestellt.¹⁾ Daß tatsächlich die Dorfaue überall einmal eine ähnliche Größe gehabt haben muß, lassen die wenigen Beispiele vermuten, wo sie noch annähernd unbebaut geblieben ist, z. B. in Battin, Brodowin oder Wollin, Kreis Randow.

Der wirtschaftliche Kampf zwischen Gutsherrschaft und Bauernschaft um die Feldmark findet seinen sprechendsten Ausdruck in der Beschlagnahme der Dorfauen: wer sie in einem Dorfe besitzt, der ist als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Der Kampf selbst hat sich in allen Dörfern unseres Gebietes abgespielt, und darum bestätigen sie alle das aufgestellte Gesetz. Im Lande Stargard wurden viele Dörfer nach den Verheerungen des 30jährigen Krieges nicht wieder mit Bauern oder Kolonisten besetzt. Das sind die sogenannten Gutsdörfer, die dem Großherzog oder dem Adel gehören. In diesen Dörfern ist die Dorfaue spur- und restlos verschwunden (z. B. Badresch, Blumenow, Ganzow, Dannenwalde, Golm, Helpt, Holzendorf, Lindow, Mißlow, Neekka, Wittenhagen usw.). In den bäuerlichen Pachtdörfern sind wenigstens Reste der Aue noch vorhanden, doch ist ihre größere Hälfte meistens von Wohn- und namentlich von Wirtschaftsgebäuden bebaut (z. B. Carwitz, Fürstehagen, Kublank, Pasenow oder Petersdorf). Ähnlich liegen die Verhältnisse in den angrenzenden Teilen Pommerns, die an Schweden gefallen waren. Auch hier sind die bäuerlichen Verluste nicht durch Zuzug ergänzt worden, im Gegenteil, die Schweden scheinen dem Adel das Bauernlegen nicht weiter verboten zu haben. Mit der Vernichtung des Bauernstandes hatte aber die Dorfaue ihre Daseinsberechtigung verloren, ich nenne aus dem Kreise Randow Grambow, Hohenholz (hier befindet sich der Park auf der ehemaligen Dorfaue),

¹⁾ Bestellt wird auch ein Teil in Krakow, Kr. Randow.

Samikow, Petershagen, Ramin, Schmagerow, Woltersdorf usw., während die Bauerndörfer größere oder kleinere Parzellen der Aue noch heute aufweisen, z. B. Krakow, Sonnenberg, Schwennenz usw. Wo dagegen in Bauerndörfern jeder Ansat einer Dorfaue fehlt, z. B. in Dargitz und Stolzenburg (Kr. Uckermünde), da darf man wie in der Uckermark annehmen, daß die ursprüngliche Dorfanlage aus irgend welchen Gründen verändert worden ist, was auch hier die Seitentüren der Kirche wieder zu beweisen scheinen.

Wie bei uns, so ist auch im Kreise Radow die Kirche durch Beschlagnahme der Dorfaue vielfach in eine wenig angenehme Nachbarschaft geraten.¹⁾ In Ramin wird der Kirchhof durch den herrschaftlichen Kuhstall begrenzt, in Regin und Caselow verbauen häßliche Ställe den Zugang zu ihr, in Sommersdorf schmiegen sich an das Kirchhofportal rechts und links zwei malerische Strohdachkaten, die allerdings, wie die angefahrenen Mauersteine beweisen, demnächst geschmacklosen Umbauten weichen werden.

In den altpreussischen Provinzen ist das Bauernlegen bekanntlich erst in den letzten hundert Jahren möglich geworden. So schreibt der Landrat Fritz Ecker (Tägliche Rundschau vom 23. Juni 1914 Nr. 339): „In der Tat sind das unselige Regulierungsedikt vom 14. September 1811 und die Deklaration vom 29. Mai 1816, die einer schwachen Regierung von den Landespräsidenten abgerungen worden waren, in erster Linie verantwortlich zu machen für den Mangel an bäuerlichen Stellen, an dem die östlichen Provinzen unseres Vaterlandes leiden. Damals wurde unter Aufhebung des friderizianischen Bauernschutzgesetzes vom 12. August 1749 und entgegen dem Geiste des Edikts vom 9. Oktober 1807 das Interesse des Bauernstandes den Wünschen der Gutsbesitzer geopfert. So konnte es geschehen, daß in der Zeit von 1811—1850 neben zahlreichen spannfähigen Zehntausende von nichtspannfähigen Bauernstellen mit einer Fläche von über 1 000 000 Hektar von dem Gutslande aufgesogen und zum großen Teil in landlose Tagelöhner- oder kündbare Pächterstellen umgewandelt worden sind.“

Die verhältnismäßige Jugend dieses Umwandelungsprozesses hat es mir gestattet, auf meinen Wanderungen durch die Uckermark die ursprüngliche Gestalt eines Kolonialdorfes noch festzustellen, in Mecklenburg und Schwedisch-Vorpommern wäre mir das gar nicht mehr möglich gewesen. In den aufgekauften Bauerndörfern sind nämlich die alten Gehöfte zum Teil stehen geblieben (z. B. Kuzerow), oder an ihrer Stelle sind Tagelöhnerwohnungen erbaut (z. B. Sagow, Strehlow und Werbelow), aber die eigentliche Dorfanlage wurde dadurch nicht verwischt. Spuren von ihr finden sich sogar noch in Gutsdörfern wie Güterberg, Kleptow und Schmarjow. Ein Vorgang, wie er sich zu Mellin bei Joachimsthal abgespielt hat, ist glücklicherweise ohne Nachahmung geblieben. Das ganze Dorf ist da mit Stumpf und Stiel von der Landkarte verschwunden, nur ein gußeisernes Kreuz auf dem ehemaligen

¹⁾ Ähnliches ist auch in den Städten vorgekommen. So wurde der alte Nikolai-Friedhof in Prenzlau durch Friedrich d. Gr. mit einer Kaserne bebaut. In Anklam wurde die Nikolai-Kirche auf der Nord- und Westseite von Bürgerhäusern vollständig eingebaut, die, weil sie keinen Hof haben, ihre Müllgruben dicht am Fundament der Kirche angelegt haben.

Kirchplatz erinnert noch daran. Das Kreuz, das Zeichen der Auferstehung, ist mit Unrecht dazu gewählt, die so vernichteten Bauerndörfer feiern keine Auferstehung, wenigstens nicht in unserm Vaterland! Die ausgekauften Bauern sind nach Amerika gezogen, sie haben in Queensland Bethanien am Loganflusse gegründet und dort kürzlich das 50 jährige Jubiläum ihrer Gemeinde gefeiert.

In den wenigen Dörfern, wo die grundherrlichen Rechte von der Bauernschaft aufgekauft wurden, ist von dem ehemaligen Rittergut nichts mehr übrig geblieben. Es waren wohl meistens Dörfer, in denen kein besonderer Gutshof vorhanden war, weil der Besitzer nicht dort wohnte. Das Kirchenpatronat ist in diesen Dörfern vielfach dem alten Grundherrn verblieben (z. B. Güstow, Trebenow etc.) oder von der Regierung eingezogen, nur selten ist es den Bauern überlassen worden. Die Pfarrerrwahl durch die Gemeinde galt damals wohl für unevangelisch. In Wollin, Kreis Randow, hat sich der seltsame Fall ereignet, daß dies heute völlig unzeitgemäße Patronatsrecht sich auf seine alte mittelalterliche Natur wieder besonnen hat: eine Bauernfamilie hatte es erworben und vermachte es ihrem Sohne, der, nachdem er seine theologischen Prüfungen schlecht und recht abgelegt hatte, sich kraft seines Patronatsrechtes die gut besoldete Stelle beilegte. Es ist bekannt, daß das Patronat im Mittelalter von vielen adligen Familien nur deshalb erstrebt wurde, um in ähnlicher Weise eine gute Versorgung für ihre zweiten oder dritten Söhne zu schaffen.

Diese kurze Auseinandersetzung der agrarischen Entwicklung war notwendig, um zu zeigen, daß, wenn die Dörfer unseres Gebietes, die einmal ganz gleichförmig erbaut waren, heute ein etwas verschiedenes Gesicht zeigen, diese Verschiedenheit allein in dem verschiedenen Ausgang des Kampfes um die Feldmark ihre Erklärung findet. Die ursprüngliche Gestalt eines Kolonialdorfes ist heute nur noch in den reinen Bauern- und Domänenbüdfern zu erkennen, denn die königlichen Institute haben — mit Ausnahme der hannöverschen Klosterkammer — bei uns nie Bauern gelegt.

Um den Anger, auf dessen Mitte gewöhnlich die Kirche steht, erheben sich die Bauerngehöfte und Kossätenhäuser. Geht die Aze der langgestreckten Dörfer von Osten nach Westen, so steht das Pfarrhaus in der Regel auf der Südseite der Kirche gegenüber; die meisten Kirchen haben daher auf der Südseite die Priestertür und auf der Nordseite die Sakristei. Dem Pfarrgehöft gegenüber auf der Nordseite des Angers erhebt sich der Gutshof. Geht dagegen die Dorfachse von Norden nach Süden, so steht die Kirche quer über dem Anger, das Pfarrgehöft liegt dann in der Regel auf der Westseite dem Turme gegenüber (z. B. in Lützlow, Ruthenberg, Schönwerder etc.), der Pfarrer hatte so den kürzesten Weg zum Turm und vor allem zur Sturmglocke! Das Gut liegt dann auf der andern Seite. In Heinersdorf liegt jetzt das Pfarrhaus auf der Ostseite und das Gut auf der Westseite. Diese Anlage halte ich jedoch nicht für ursprünglich, denn dem dortigen Pfarrhaus fehlt, wenn ich nicht irre, jeder Wirtschaftshof. Jedenfalls haben es die Begründer unserer Dörfer ängstlich vermieden, Pfarr- und Gutshöfte auf dieselbe Seite oder gar aneinander zu rücken, und sie werden sicher ihre guten Gründe dafür gehabt haben!

Die Gehöfte waren alle in der behäbigen fränkischen Art gebaut. Sie bildeten ein Rechteck, dessen Seiten von Wohnhaus, Stall, Scheune und Hofzaun begrenzt wurden. Die beiden ersteren lagen sich parallel gegenüber und gingen mit dem Giebel zur Straße. Die Scheune schloß den Hof gegen den dahinterliegenden Garten ab. Der Stall hat in der Uckermark nur sehr selten auf der Straßenseite eine kleine Wohnung für den Auszügler oder Knecht. Diese in anderen Gegenden übliche Anlage scheint auch in Pommern viel verbreitet zu sein, ich nenne Stolzenburg (Kr. Uckermünde), Sonnenberg und Schwennenz (Kr. Randow). Der alte fränkische Grundriß ist selbst bei den Neubauten treu festgehalten worden, bei denen in der Regel das Wohnhaus mit der Längsseite an die Straße gesetzt wird. Auch ist es nur eine kleine, unwesentliche Abänderung dieses bewährten Schemas, wenn, wie dies neuerdings in Mecklenburg-Strelitz zu geschehen pflegt, das Wohnhaus hinter dem Dunghaufen, dort, wo sonst die Scheune steht, erbaut wird, Stall und Scheune bilden dann die Flügel. Bei uns findet sich diese Anordnung (versteht sich ohne den Dunghaufen) nur bei Gutshäusern, z. B. Woddow.

Das sächsische Haus ist in dem ganzen Gebiete nicht vertreten. Daraus darf man vielleicht schließen, daß weder Flamländer noch Westfalen in unserer Gegend angesiedelt wurden.

Die wendischen Kossäten, die nur geringen Landbesitz hatten, werden sich keine Gehöfte, sondern nur die sogenannten Laubenhäuser erbaut haben. Ob ihre Häuser mitten zwischen den Gehöften der deutschen Ansiedler oder von diesen gesondert lagen, läßt sich heute nicht mehr feststellen; sicher ist nur, daß die wendischen Fischer, wie in den Städten, so auch auf den Dörfern, eigene Wohnsitze, Kieze, hatten, die außerhalb des eigentlichen Dorfplatzes lagen. Heute liegen die Kossäten- und Bauerngehöfte meistens bunt durcheinander, obgleich die bei der Separation den Kossäten zugewiesenen Felder einen besonderen Teil der Feldmark bilden, so daß beide Teile, Kossäten wie Bauern, eigene, voneinander getrennte Jagdbezirke haben.

Befestigte Dörfer, wie in Mitteldeutschland, gab es im Koloniallande nicht. Abgesehen von der etwaigen Burg bildete die Kirche mit ihrer trohigen Friedhofsmauer¹⁾ die einzige Befestigung des sonst offenen Ortes. Dagegen scheinen die Feldklöster der Zisterzienser schützende Gräben, Palisaden, ja selbst Mauern mit Toren um ihre Klöster gezogen zu haben. Reste dieser sehr primitiven Verteidigungswerke finden sich bei Chorin und Himmelpfort, hier steht solch altes Gemäuer, an dem, wenn ich recht gesehen habe, noch die Löcher der Torhaspen erkennbar sind.

Die Städte. Wenn es bei manchem unserer Dörfer fraglich sein mag, ob es auf eine wendische Siedelung zurückgeht oder nicht, so ist es bei allen unseren Städten sicher, daß sie nur dort angelegt wurden, wo bereits eine bedeutendere wendische Niederlassung bestand. Was sie in der Wendenzeit dazu gemacht hatte:

¹⁾ Die allerdings wesentlich höher gewesen sein muß, als sie jetzt meistens ist. Das scheint mir das gotische Kirchhofsportal von Regzin, Kreis Randow, zu beweisen. Dies Portal ist mit der Kirche gleichaltrig und hat wahrscheinlich ganz in der Mauer gelegen, denn sonst hätten die spitzbogigen Steine keinen Halt gehabt. Danach hätten wir uns die ursprüngliche Mauer in doppelter Mannshöhe zu denken.

ihre günstige Lage an dem Schnittpunkt der wenigen Heerstraßen oder an den Furten der Flüsse und der noch viel gefährlicheren Sümpfe, ihr meistens etwas ansteigendes Gelände, das vor Überschwemmungen sicherte und sich zudem noch leicht befestigen ließ, alles das waren auch in den Augen der deutschen Einwanderer solche Vorzüge, daß sie diese Niederlassungen in ihrer Bedeutung sofort erkannten und durch entsprechenden Zuzug noch verstärkten. Das später diesen Ortschaften verliehene deutsche Stadtrecht war daher in der Regel nur die äußere Anerkennung eines längst bestehenden Verhältnisses. Trotzdem war dies Stadtrecht nichts weniger als ein leerer Titel, im Gegenteil, nun erst wurde der Ort von aus dem deutschen Stammlande berufenen Bürgern bewußt und tatkräftig zur wirklichen Stadt um- und ausgebaut. Das unterscheidet ja unsere Städte im Koloniallande von den Städten zwischen Elbe und Rhein, daß jene, wenn auch auf einem geographisch und historisch bedingten Platze, durch das Machtwort eines Fürsten hervorgerufen und geschaffen sind, während sich diese mehr wie ein organisches Gewächs gleichsam von selber entwickelt haben.

Diese Verschiedenheit ihres Ursprungs tritt uns in der Verschiedenheit des beiderseitigen Stadtplanes entgegen. In einer Stadt auf altdeutschem Boden, welch krauses, unübersichtliches Gewirr von winklichten Straßen und Gassen! Die Kolonialstadt dagegen ist wie unser Kolonialdorf nach einem einheitlichen und durchsichtigen Plane angelegt. Alle unsere Städte bilden nämlich im wesentlichen große abgerundete Plätze, die von mehreren sich rechtwinklig schneidenden Straßen gitterartig durchzogen sind. Es ist geradezu bewundernswert und verrät die große Routine der damaligen Städtegründer (Vokatoren), mit welchem Geschick sich die Hauptstraßen den Unebenheiten des Geländes anpassen; sie sind nie rücksichtslos mit dem Lineal entworfen. Große Plätze sind an den Schnittpunkten der Straßen für das Rathaus und die Kirchen mit ihren Friedhöfen ausgespart; die letzteren sind, wie bei den Dörfern, wenn irgend möglich, auf die höchste Erhebung des Stadtplanes erbaut (z. B. St. Magdalenen in Eberswalde, St. Marien in Pasewalk, St. Nikolai in Prenzlau, die Stadtkirchen in Fürstenberg, Lychen, Penkun usw.).

Nur wo das Gelände einer rundlichen Gestaltung des Stadtplanes sich widersetzte, hat man davon abgesehen, so in Stargard, Lychen oder Garz a. d. Oder.

Das Weichbild der Stadt war so groß gewählt, daß wohl die meisten Häuser noch recht umfangreiche Gärten besaßen; dies war besonders der Fall bei den Häusern, die auf der äußeren Peripherie lagen, so daß zwischen Stadtmauer und Häuserzeile sich ein breiter Gartengürtel befand, auf den die Geschosse des Feindes zunächst niederfielen. Da bloß die Hauptstraßen — und zwar auch nicht fortlaufend — bebaut waren, fanden sich dazwischen noch manche freie Pläne, die von den Ackerbürgern zur Viehweide benutzt wurden, auch manche als Tränke dienenden Tümpel. In Prenzlau z. B. lagen derartige Tümpel am Papendiek und an der Ecke der Schulzen- und Großen Kasernenstraße.

Die Häuser selbst waren genau wie die Bauernhäuser Lehmfachwerkbauten, die zumeist mit Stroh oder Holzschindeln eingedeckt waren, und standen mit dem Giebel zur Straße. Die Gehöfte der Ackerbürger waren ganz in fränkischer Art aufgeführt, das

will sagen, sie hatten den Hof zur Seite, der hinten von der Scheune und seitwärts von einem Stall eingeschlossen war. So ungefähr schildert uns der Pfarrer Sühning († 1672) in seiner handschriftlichen Chronik die Stadt Prenzlau und ihre Häuser. Seine Schilderung paßt sicher auf alle Kolonialstädte. Sie machten mit ihren ungepflasterten Straßen, auf denen sich die Schweine lustig tummelten, den Eindruck großer Dörfer, nur die trutzigen Stadtmauern, die hochragenden Kirchen und das massingebaute Rathhaus unterschieden sie von diesen. Wer daher die ganz anders gearteten, stattlich gebauten süddeutschen Städte mit ihren Schiefer- oder Ziegeldächern kannte, der konnte sich in den ärmlichen Kolonialstädten unmöglich wohl fühlen. Wir wissen das aus den Briefen Melancthons, der namentlich in der ersten Zeit seines Wittenberger Aufenthaltes nur Worte des Unmutes und des Spottes für diese Art Stadt fand.

Erst der 30jährige Krieg hat mit den weich eingedeckten Stadthäusern gründlich aufgeräumt¹⁾. Als die Städte aus ihren Trümmern wieder erstanden, wurden die Giebelhäuser — wahrscheinlich unter dem Einfluß der inzwischen eingewanderten Franzosen — nicht wieder aufgebaut, sondern nun in französischer Weise mit ihren Längsseiten zur Straße gestellt. Der neben der Baustelle befindliche Hof gestattete diese Schwenkung. Wenige Häuser, namentlich die Eckhäuser oder solche, die keinen Wirtschaftshof besaßen hatten, haben damals ihren Giebel zur Straße behalten. Aber die alten Ackerbürger-Hofstellen haben noch heute die typische Anordnung des fränkischen Gehöfts bewahrt. Gleichzeitig mit dem Aufbau der Wohnhäuser wurden sämtliche Scheunen durch königliche Verordnung vor die Tore verwiesen. Gerade die Scheunen hatten den Übermut der durchziehenden Soldateska sehr häufig gereizt, der Stadt zum Andenken noch den roten Hahn auf die Dächer zu schicken; sie waren hauptsächlich Schuld daran, daß derartige Feuersbrünste kaum zu löschen waren.

So ist am Anfang des 18. Jahrhunderts die für unsere preußischen Landstädte charakteristische Bauweise entstanden, die erst in der Neuzeit, nach Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer (zirka 1870), eine Änderung erfahren hat.

Hatte man nämlich bis dahin das wachsende Bedürfnis nach Wohnungen dadurch zu befriedigen gesucht, daß man die kurzen, die Hauptstraßen verbindenden Seiten- und Gartengassen bebaute, so drängte jetzt alles fast gewaltsam heraus aus dem zu eng gewordenen Weichbilde. Unsere Stadtverwaltungen wurden von dieser Bewegung völlig überrumpelt und standen ihr rat- und planlos gegenüber. Eine ungerregelte, fast wilde Bautätigkeit entwickelte sich zunächst längs den alten Zufuhrstraßen zur Stadt, die entweder die Scheunenviertel ganz beseitigte oder erst jenseits derselben einsetzte (Angermünde, Eberswalde, Pasewalk, Prenzlau, Templin usw.). Vielsach verloren auch die Städte ihr bisheriges Gleichgewicht, insofern jetzt die Lage des Bahnhofs den Schwerpunkt wesentlich verrückte. Der Bahnhof lockte fortan alle Baulustigen noch mehr an als einstmals der Markt (so überall, besonders unschöne Bahnhofstraßen in Anklam, Friedland und Pasewalk). Eine die Bautätigkeit regelnde Beaufsichtigung setzte gewöhnlich viel zu spät ein, und auch sie ließ

¹⁾ Die massiven, z. B. gottischen Giebelhäuser Anklams gehören nicht hierher, sie sind auf hanseatische Einflüsse zurückzuführen.

und läßt den großzügigen Weitblick der ehemaligen Begründer unserer Städte schmerz-
lich vermissen. Die Straßen in den neuen Stadtvierteln sind entweder zu schmal
oder zu breit angelegt, fast immer aber nur nach den Wünschen der Grundstücks-
besitzer oder Spekulanten. Der Zufall hat daher den Plan dieser Viertel bestimmt
und die Habgier sie fast jedes freien Schmuckplatzes beraubt. Dazu gesellt sich eine
unsagbare, gedanken- und geschmacklose Architektur der Häuser, die nur den Bauplatz
ausnutzen sollen, soweit es die haupolizeilichen Vorschriften gestatten. Das einheit-
liche Gesamtbild unserer Städte ist durch diese unästhetischen Anbauten und Er-
weiterungen vollständig verwischt. Setzt sehen sie aus wie Knaben, die ihre zu klein
gewordenen Anzüge überall ausgeplagt haben und nun ihre nackten Arme und Füße
munter, aber nicht gerade schön, herausstrecken.

Nur die Städte abseits vom Verkehr und damit auch abseits von jeder Weiter-
entwicklung, wie etwa Penkun oder Garz a. D., haben das alte Bild einer Kolonial-
stadt noch treu bewahrt.

Sie hatte aber ihre besonderen Schönheiten und intimen Reize, die alte
Kolonialstadt! So sind die öffentlichen Gebäude, die Kirchen und das Rathaus,
meistens so aufgebaut, daß sie die nüchternen, geradlinigen Straßenzeilen beherrschen
und ihnen einen vornehmen, dem Auge ungemein wohlthuenden Abschluß geben.
Die Spitzen der malerischen Tortürme, die am Ende mancher Straße sichtbar werden,
locken zum Nähertreten, denn nur aus der Nähe sind diese Bollwerke in ihrer derben
Schönheit zu bewundern, weil die immer enger werdende Straße kurz vor ihnen
ein leichte Krümmung macht (so noch deutlich in Neubrandenburg). Unwillkürlich
erinnert uns die ganze Anlage an jene kriegerischen Zeiten, da jedermanns Hand
wider jedermann war. Hier in diesem Engpaß traf der durch das Doppeltor (noch
erhalten in Gransee, Neubrandenburg, Templin usw.) gedrungene Feind auf den
letzten Widerstand; aus den jetzt so friedlich daliegenden Häusern schleuderten ihm
die Bürger Tod und Verderben als Willkommen herab. Weiter entdeckt unser Auge
in halber Höhe der daran anstoßenden Stadtmauer die Zapfenlöcher oder Konsol-
steine, auf denen einstmals die Balken ruhten, die den bretternen Wehrgang trugen,
der rings um die Mauer lief. Nun sehen wir es deutlich, daß wir uns in einem
ehemaligen befestigten Lager befinden, in dem alles, aber auch alles auf die Ver-
teidigung zugeschnitten war.

Damit aber fällt auf den Stadtplan mit seinen geraden Straßen und aus-
gesparten Plätzen ein ganz neues Licht. Wer weiß, ob er nicht irgendwie zurück-
geht auf jene Lager, die einst die Römer in Deutschland als Zwingburgen er-
richtet haben?

Wir wissen freilich, daß sich die Stadtbefestigungen mit ihren zyklonischen
Fundamenten aus Feldsteinen schon im 30jährigen Kriege als vollkommen unzu-
reichend erwiesen. Sie mochten damals die Stäbter höchstens gegen ungeordnete
Scharen, Marodeure, noch schützen. Dagegen wurden sie ihnen geradezu verderblich,
wenn irgend ein Heerhaufen sich ihrer zu einer Verteidigung bediente. Pasewalk
wäre sicher von den Kaiserlichen nicht so unmen schlich gebrandschatzt und vernichtet
worden, wenn nicht die Schweden hinter seinen Mauern Schutz gesucht hätten.
Jedenfalls sind damals alle Städte unseres Gebietes trotz ihrer Mauern dem Erd-

boden fast gleich gemacht worden. Nirgends finden wir in ihnen ein Wohnhaus — von den paar massiven Klosterbauten oder Spitälern (z. B. in Friedland, Pasewalk und Stargard) abgesehen —, das aus der Zeit vor dem großen Kriege stammte. Selbst die Rathäuser¹⁾ scheinen damals zum größten Teil zerstört worden zu sein, die ältesten sind jetzt die zu Strassburg, ein schmuckloser Bau von 1599, und zu Neubrandenburg, ein sehr einfacher Spät-Renaissancebau aus dem 17. Jahrhundert.

Die jetzigen Stadthäuser verraten durchweg nicht bloß die ärmliche Zeit, sondern auch die Hast, mit der sie erbaut wurden. Ein Haus sieht beinahe wie das andere aus: Fachwerkbauten mit Ziegeldächern ohne jeden Anspruch auf künstlerische Ausgestaltung. Es mag sein, daß früher die Balken wenigstens in der Farbe anders abgesetzt waren und dadurch den Straßen ein abwechselndes und freundlicheres Aussehen verliehen, aber in der Neuzeit bemühen sich die meisten Eigentümer, durch Verkleidung der Balken eine massive Wand vorzutäuschen, oder ihren Häusern auf der Straßenseite eine solche Wand wirklich zu geben. Doch so groß war die Macht des einmal zu Grunde liegenden Stadtplanes, daß sich alle diese Häuser ganz von selbst harmonisch ein- und unterordnen, um gleichsam den Begriff „Stadt“ zu einem einheitlichen Ausdruck zu bringen.

So wie die Häuser schließlich aus dem Schutt und aus der Asche neu entstanden, waren es echte Kinder und Träger des preussischen Geistes. Schön in Reihe und Glied standen sie da, den gebührenden Abstand voneinander während — die Häuser stießen immer noch nicht aneinander, sondern ein schmaler Gang trennte sie — höchstens die Eckhäuser überragten, wie Flügelmäner, die sonst so gleichförmige Zeile. Auffallend breit waren die neuen Straßen angelegt, aber das erklärt sich durch den holländischen Einfluß, der bei uns in Norddeutschland herrschend geworden war, und der eine Bepflanzung der Straßen mit Bäumen verlangte. Im Mittelalter waren die Straßen selbstverständlich nicht so breit, das beweisen noch teilweise die unter dem jetzigen Straßenpflaster liegenden Fundamente der alten Häuser (z. B. in Prenzlau). Dadurch, daß man in der Neuzeit die Bäume, wie in den Dörfern, beseitigte, machen die Straßen mit ihrer anspruchslosen Architektur einen recht einförmigen, hausbackenen Eindruck, der höchstens durch irgend einen prächtigen Neubau recht unpassend unterbrochen wird.

Unter Friedrich Wilhelm I. setzte für die preussischen Städte eine landesväterliche Fürsorge, ja Bevormundung ein, die sich schlechtweg um alles kümmerte, selbst um die Abwässerung der Höfe. Und auch das tat not, ließen doch die Bürger, wie noch heute der alemannische Bauer, ihre Schmutzwässer, und sogar die Gülle einfach auf die Straße laufen. Damals erhielten Angermünde, Lychn, Pasewalk, Prenzlau und Templin neue Rathäuser, von denen das Prenzlauer in seinem schlichten, mageren Barock entschieden das schönste ist und durch seine einzigartige Lage voll zur Geltung kommt.¹⁾ Dies ist leider bei dem Rathaus in Pasewalk nicht

¹⁾ Das Prenzlauer ist im Anfang des 18. Jahrhunderts umgebaut, Reste des alten gotischen Baues finden sich noch in seinem östlichen Teile. Die Anklamer haben 1850 den Schildbürgerstreich begangen, ihr schönes altes Rathaus, das mitten auf dem Markt stand, abzubrechen und dafür an der Peene einen von allen guten Geistern des Geschmacks verlassenen Kasten zu setzen.

der Fall, das sonst mit feinen Lauben in sehr ansprechender Weise an die mittelalterlichen Rathhausbauten anknüpft. Die Rathhäuser wiederum haben den Stil der wenigen Patrizier-Häuser, die nachträglich entstanden, höchst angenehm beeinflusst.

Der Friede und der mit ihm einkehrende Wohlstand veranlaßte nunmehr auch manchen Bürger, sein einfaches Haus etwas individueller herauszuputzen, durch eine schön gearbeitete Tür mit Oberlicht oder durch eine Steintreppe mit Eisengitter usw. Derartige Schmuckstücke sind nach der Art ihrer Ausführung zu urteilen zumeist zwischen 1750—1830 entstanden. Aber das ist die beachtenswerteste Beobachtung, die man überall machen kann, alle damals entstandenen Bauten, selbst die neuen Rathhäuser, die doch entschieden als Prunkbauten gedacht sind, gliedern sich vortrefflich in das Gesamtbild der Stadt ein. Man wird lange suchen müssen, ehe man in unseren norddeutschen Städten ein Architekturbild wiederfindet, das sich auch nur annähernd mit dem des Prenzlauer Marktes vergleichen ließe. Und man wird dem gütigen Zufall, der es bisher erhalten hat, ganz besonders dankbar sein; eine Mietskaserne an die Ecke des unteren Marktes und der Wittstraße gestellt, hätte es für immer vernichtet! Wer aber würde noch vor 20 Jahren sich einer solchen Verschandelung widersetzt haben? Die Neubrandenburger haben noch kürzlich sich ihren Markt durch Bauten im sogenannten Jugendstil gründlich verderben lassen. Ähnliches ist schon überall geschehen und kann immer wieder geschehen!

II.

Die Bauten.

In die so beschaffenen Dörfer und Städte hat man einstmals die Kirchen, Burgen und Schlösser hineingebaut. Die ältesten Zeugen der Vergangenheit, die wenige Jahrzehnte nach der deutschen Einwanderung entstanden, sind natürlich die kirchlichen Gebäude, und zwar waren es in Stadt und Land durchweg Feldsteinkirchen, die von den Kolonistoren errichtet wurden. Erst im Laufe des 14. Jahrhunderts und noch später, als sich die Städte kraftvoll entwickelt hatten, gingen die Bürger daran, ihre Feldsteinkirchen zu erweitern oder ganz umzubauen. Bei diesen Um- und Neubauten bevorzugten sie den Backstein, aber Reste des ehemaligen Feldsteinbaues sind fast überall noch zu sehen: Harz, Gransee, Friedland¹⁾, Neubrandenburg, Pasewalk, St. Marien in Prenzlau, Strasburg, Templin, Wolbegk, Zehdenick; in manchen stehen die alten Feldsteinkirchen noch ziemlich unberührt da: in Angermünde, Brüssow, St. Nikolai in Friedland, Fürstenwerder, Uychen, St. Sakobi in Prenzlau.

Alle diese Feldsteinkirchen sind in vollständig gleicher Weise erbaut und unterscheiden sich äußerlich nur durch ihre Abmessungen. Obgleich nicht in Ostelbien entstanden — ihr Ursprungsland scheint der Harz zu sein — bildet die Feldsteinkirche das charakteristische Wahrzeichen des Koloniallandes. Wo man die Elbe überschreitet, ob bei Wittenberg, Magdeburg oder Wittenberge, alsbald treten uns diese derben Bauten entgegen und begleiten uns bis jenseits der Oder, beinahe bis Stargard (i. P.). In ihrer gedrungenen, schwerfälligen Wehrhaftigkeit sind sie so recht das Sinnbild eines kriegerischen Volkes, das seine nationale Eigenheit und Gefittung am besten geschützt glaubt, wenn es sein Gotteshaus kräftig verteidigen kann.

Unsere Stadtkirchen sind nur größere Ausführungen der Dorfkirchen oder besser: unsere Dorfkirchen sind nur kleinere Stadtkirchen. Die heute so viel besprochene Frage: Wie man Dorfkirchen bauen soll? ist eine ganz moderne Frage, die in keiner hauschöpferischen Zeit des Christentums die Gemüter jemals bewegt hat. Das Christentum ist von Anfang an eine reine Stadtreigion gewesen, die Landleute galten daher noch lange als Heiden (pagani). In den Städten sind die ersten christlichen Gotteshäuser entstanden, hier hat sich ihr Stil ausgebildet. Als die Landbevölkerung endlich zum Christentum gewonnen war, bauten städtische Werkleute ihr die Gotteshäuser in städtischer Weise, nur in verkleinertem Maßstabe. Und wie die Gebäude, so wurde auch die ganze innere Einrichtung der Gotteshäuser aus der benachbarten Stadt, womöglich nach dem Modell der dortigen Hauptkirche, bezogen. Auch die Reformation hat an diesem uralten Abhängigkeitsverhältnis des Landes von der Stadt nichts geändert. Im Gegenteil, die Reformation war erst

¹⁾ An dem spitzbogigen Westportal der Marienkirche ist ein auffallender Kämpfer angebracht, er besteht aus einem schwachen Wulst und einer Deckplatte darüber.

recht eine städtische Bewegung, die sich wiederum von der Stadt auf das Land ausdehnte. Die Renaissance-Kanzeln und Barock-Altäre unserer Dorfkirchen sind in Städten angefertigt und verraten teilweise noch heute durch ihre viel zu großen Abmessungen, daß sie eigentlich in eine Stadtkirche hineingehören. So würde die prächtige Renaissance-Kanzel von Petershagen (Kr. Randow) ohne weiteres in die Jakobikirche zu Stettin passen, oder die vorzüglich erhaltene Kanzel in Lindow (Mecklenburg-Strelitz) würde die Marienkirche zu Neubrandenburg sicher besser zieren, als das unglückliche Nachwerk, das man jetzt in ihr aufgestellt hat; tatsächlich steht ja ihr Ebenbild in der Nikolaikirche zu Anklam! Ich bin überzeugt, daß die von den Restauratoren zerstörte Kanzel von Sakobi in Prenzlau nicht viel anders ausgesehen haben wird, als die Kanzel, die wir noch heute in Menfin bewundern können.

Solange das Christentum besteht, war es, wie gesagt, immer so gewesen, deshalb sind die Kolonistoren auch garnicht auf den Gedanken gekommen, die Dörfer mit anderen Kirchen auszustatten als die Städte. Die Prämonstratenser des Serichower Landes bauten ihre Dorfkirchen genau nach dem Vorbild ihrer Klosterkirche, wie die reizende Kirche zu Redefin beweist; und ähnlich verfahren damals alle anderen Bauherren ohne Ausnahme!

Was uns heute als sogenannte „Dorfkirche“ angepriesen wird, ist in vielen Fällen¹⁾ nur eine Zusammenstoppelpung aller möglichen malerischen Einfälle, oder eine Entlehnung entlegener dörflicher Motive, die aber, wie unsere Bauertrachten, auch wieder auf längst verschollene städtische Muster zurückgehen. Doch wenn ich auch nicht zugeben kann, daß früher Dorfkirchen jemals mit Bewußtsein gebaut wurden, so erkenne ich dankbar und mit Freuden an, daß uns die Dorfkirchen-Bewegung (hoffentlich) endgültig von jenen entsetzlichen, gotisch-frisierten Backsteinscheunen erlöst hat. Wünschenswert wäre es nur, daß man zu solchen ansprechenden, fast koketten Dorfkirchen auch ein möglichst haltbares Material nähme, und nicht gerade Luftsteine, daraus aber besteht wenn ich recht gesehen habe, der Fachwerkturm in Ravensbrück, Kreis Templin. Derartiges minderwertiges Material kann der Gemeinde durch die ewigen Reparaturkosten die Freude an ihrem sonst so schmucken Gotteshäuschen gründlich verderben. Das wäre um so bedauerlicher, als unsere Gemeinden so wie so sich an die neue Art und namentlich an die innere Ausschmückung erst gewöhnen müssen.²⁾ Denn das unterliegt doch gar keinem Zweifel,

¹⁾ Daß geniale Baukünstler hierin etwas Eigenartiges zu schaffen wissen, will ich selbstverständlich nicht bestreiten, wie z. B. die Kirche zu Heidersbach (Hörsfeld, Stadt- und Landkirchen, 3. Auflage, S. 97). Im allgemeinen aber tut man gut, sich an bewährte Muster zu halten, wie der Neubau zu Luckow, Kreis Randow, wo der Turm von Hohen-Seichow nachgeahmt ist, oder Groß-Labarz in Thüringen, bei deren Inneneinrichtung die Kunst unseres Prenzlauer Bildschnitzers Poggendorff trefflich zur Geltung gekommen ist.

²⁾ Sie finden in der Regel die neumodische Art zu bunt, so in Sellmersdorf, Kreis Angermünde. Aber auch in den Städten wird darüber geklagt, z. B. in Eberswalde über die Ausmalung der Johanniskirche, die allerdings an das bunte Gewirr einer thüringischen Vogelwiese erinnert, oder in Potsdam über die der Heiligen Geist-Kirche. Ohne eine kleine mehr oder weniger bewußte Täuschung geht es ja bei solchen Restaurationen nie ab, die Emporen und besonders der Kanzelaltar der Heiligen Geist-Kirche in Potsdam stammen höchstens aus den Jahren 1815—25, angestrichen sind sie jedoch, als stammten sie aus der Zeit, da der Turm gebaut wurde (1720).

daß diese künstlerische Richtung wohl an die besten farbenfrohen lutherischen Zeiten anknüpft, aber gleichzeitig auch den ernstesten reformierten Einschlag, der bei uns seit Einführung der Union beinahe vorherrschend geworden war, vollständig beiseite schiebt. Dazu kommt vielleicht noch, daß die ganze Kirchenbau-Richtung der Neuzeit nicht gerade einer religiösen, sondern mehr einer künstlerischen Wiedergeburt entsprungen ist, die sich auch der Kirchen, wie im Zeitalter Hadrians der Tempel, angenommen hat. Daher mag es sich erklären, daß bei dem Bau vieler Kirchen so gar keine Rücksicht auf die akustischen Verhältnisse des Raumes genommen wurde. So manche unserer modernen Stadtkirchen ist für die Predigt des Evangeliums völlig unbrauchbar, wenn nicht alle ihre Plätze besetzt sind!

Zur Zeit als unsere Kirchen erbaut wurden, bestanden alle diese Fragen und Probleme noch nicht. Es war vielmehr ganz selbstverständlich, daß jede Gemeinde, sobald sie sich in die neue Lage eingelebt hatte, eine Kirche erhielt, die ohne langes Kopfzerbrechen in der damals üblichen Weise ausgeführt wurde. Dazu nahm man hier zu Lande das Material, das am leichtesten zu beschaffen war, das waren eben Feldsteine, die jedenfalls noch massenhaft auf den Feldern offen dalagen. Die Feldsteine wurden genau so behandelt, wie noch heute die Steine behandelt werden, die aus den udermärkischen Gletschermoränen gebrochen und zu sogenannten „Kopfsteinen“ für die Straßen Berlins verarbeitet werden. Die schweren, oft mehrere Kubikmeter großen Steine werden nicht etwa gesprengt, denn das würde nur unbrauchbare Bruchstücke geben, sondern ge„feilt.“ Durch den Granit ziehen sich nämlich, wie durch den Sandstein, Schichten, die durch Keile auseinander getrieben eine glatte Spaltung des Steines ermöglichen. Auf diese Weise werden heute viele Tausend streng kubisch geformter Kopfsteine z. B. am Werbellinsee angefertigt und von dort nach Berlin verschifft. Im Mittelalter wurden bloß die Stücke, welche die Außenseite der Kirchenmauern bilden sollten, gefeilt und auch diese gewöhnlich nur auf einer, der Schmuckseite; die anderen Seiten, die in der Mauer zu liegen kamen, wurden durch ein paar Hammerschläge leidlich zurechtgestutzt. Je sauberer die Feldstein-Verblender auf der Außenseite behandelt sind, je regelmäßiger man sie übereinander geschichtet hat, desto älter ist der Bau. Das nebenstehende Bild von der Kirchenruine zu Bräusenwalde mag das Gesagte veranschaulichen. Die unteren 10



bis 12 Reihen zeigen gleichmäßig und sorgfältig beobachtete Schichten vorzüglich behauener Quadersteine, wie sie im 13. Jahrhundert angefertigt wurden. Darüber folgen andere minder gut behauene Steine, die Schichten werden immer unregelmäßiger, schließlich kaum noch erkennbar. Aus dem Landbuch erfahren wir dazu,

daß Bräusenwalde im 13. Jahrhundert bestedelt, bald aber wieder aufgegeben wurde. Dann wurde es nochmals im 14. Jahrhundert mit Bauern besetzt, die sich eine Zeitlang hielten. Seit dem 30jährigen Kriege liegt es wüst. Der bauliche Befund wird uns durch dies geschichtliche Zeugnis trefflich erläutert: der durch die Abwanderung der ersten Kolonisten unterbrochene Kirchenbau ist erst im 14. oder 15. Jahrhundert vollendet worden!

Es ist sicher, daß gelehrte Steinmeße den Bau der Kirchen ausführten, denn nur sie waren im Stande, die oft so trefflich gearbeiteten Schmuckstücke in Granit herzustellen. Als im 14. Jahrhundert der Backsteinbau anfing, in den Städten Mode zu werden, haben die Steinmeße offenbar das Land verlassen, daher kam die Technik der Feldsteinbearbeitung allmählich in Verfall. Bei den später ausgeführten Bauten werden die Außenwände der Kirchen immer rauher und ungesügiger,¹⁾ nur die Leibungen der Portale und Fenster sind noch in alter Weise glatt geschlagen, aber sie scheinen von irgend einem städtischen Steinmeß fertig geliefert zu sein, deshalb müssen sie beim Einfügen in das Mauerwerk unterstopft werden. Noch später, am Ende des 15. Jahrhunderts, gab es auch solche zugehauenen Steine nicht mehr zu kaufen, die Fenster und Türen wurden nun mit Mauersteinen ausgefüllt, z. B. in Pasenow (Meckl.-Strelitz). In dem benachbarten Petersdorf wagte man sich ungefähr um die gleiche Zeit nicht einmal mehr an die Ecken, sondern führte auch diese mit Mauersteinen auf. Zu dem Lübbenower Kirchbau (Kreis Prenzlau) holte man sich um 1550 kurzer Hand die schön behauenen Blender von der Kirchenruine zu Fahrenholz. Selbst in den Städten verstand man nicht mehr den Feldstein richtig zu behandeln, wie der der Nikolaikirche zu Friedland nachträglich vorgebaute Turm zeigt. Hier machte man freilich noch den Versuch — allerdings mit völlig untauglichen Mitteln — die ungemein sauber gearbeitete Plinthe des alten Baues nachzuahmen, aber anstatt die Steine mit dem Meißel zu bearbeiten, schlug man sie einfach mit dem Hammer zurecht. Ähnlich verhält es sich zu Stolzenburg, Kr. Uckermünde; meines Wissens die einzig turmlose Kirche unserer Gegend, der man schon im Mittelalter einen Turm ansügte, sonst geschah das erst im 18. Jahrhundert. Auch hier vermochte man nicht mehr das alte schöne Westportal in gleicher Güte nachzubilden, obgleich man es offensichtlich zu kopieren suchte.

Bei den am Ausgang des 16. Jahrhunderts und namentlich nach den Verheerungen des 30jährigen Krieges notwendig gewordenen Neubauten begnügte man sich, die Kirchenwände mit allen möglichen Steinen und teilweise auch mit Benutzung des alten Materials aufzuführen, diese Kirchen mußten von Anfang an verputzt werden, damit die kunst-, ja trostlose Arbeit verdeckt wurde (z. B. Grenz, Herzprung, Nechlin, Trebenow, Warnitz, Werbelow, Wegenow). Dann hat man wieder in der Neuzeit angefangen, Feldsteinkirchen zu bauen, z. B. in Fürstshagen, Parmen und Penkun, aber wer diese Kirchen gesehen hat, der wird mir zugeben, daß sie mehr Scheunen als Kirchen gleichen. Die richtige Behandlung des Feld-

¹⁾ Landleute, die ich auf die Unterschiede aufmerksam machte, behaupteten, man habe die Steine durch Erhitzen zum Sprengen gebracht, so habe ich es auch in der Besiedelungs-Geschichte vorgetragen, nachträglich sind mir jedoch schwere Bedenken gegen diese Sprengung aufgefallen.

steines scheint bei uns erst wieder eingeführt zu sein, als in den großen Städten das Bedürfnis nach sauber gearbeiteten Kopfsteinen entstand. In dieser sachgemäßen Weise sind die Kirchen zu Golzow, Kreis Angermünde, und Grambow, Kreis Randow, wiederhergestellt worden.

Die Dorfkirchen. Überblickt man die stattliche Reihe unserer Feldsteinkirchen (Abbildungen Nr. 10—20), von denen manche namentlich in der Uckermark von Bergsdorf bis Schwaneberg und Neuendorf die stürmischen Zeiten des Faustrechts und des 30jährigen Krieges in ganz leidlicher Verfassung und guter Haltung überstanden haben, so wird man zunächst etwas verlegen sein, wie man diese plumpen Gesellen mit ihren breitstirnigen Türmen, die sich die niedrigen Dächer gleich Sturmmauben übergestülpt haben, zeitgeschichtlich ordnen und eingliedern soll. Allein nicht bloß das Mauerwerk gibt uns eine Handhabe zu ihrer ungefähren Datierung, sondern vor allem auch die Beobachtung, daß sich die scheinbar gleichförmige Masse doch in einzelne zusammengehörige Gruppen auflösen und zerlegen läßt, die nach ihrer Ausführung von verschiedenen Steinmeistern hergestellt sein müssen. Es ist doch eigentlich selbstverständlich, daß benachbarte Kirchen von denselben Bauleuten aufgeführt sind. So ist der Turm in Klein-Muß genau in der gleichen Weise gebaut wie die Bergsdorfer Kirche. Oder da ist die Kirche von Golm (M.-St.), sie ist als zweischiffige Kirche angelegt, im inneren Mauerwerk sind Spitzbogen und Rippen ausgespart, in die das Gewölbe mit seinen Diensten eingefügt werden sollte, das aber später nicht ausgeführt wurde. Die gleiche merkwürdige Anlage findet sich in dem benachbarten Lindow wieder, sie wird also auch von denselben Bauleuten wie in Golm stammen.¹⁾

Unter den uckermärkischen Dorfkirchen habe ich auf diese Weise 3—4 Gruppen unterscheiden können. Die größte von ihnen findet sich in dem nördlichen Teile, der ehemals zum Caminer Bistum gehörte. Es sind die von mir kurz als Prenzlauer Bauten bezeichneten Kirchen. „Prenzlauer“ nannte ich sie, weil ihre Art der Feldsteinbearbeitung und namentlich ihre Schmuckstücke (Abbildungen Nr. 32—38) sich bei den Stadtkirchen von Prenzlau wiederfinden. Da die Prenzlauer Stadtkirchen um 1250 bereits vorhanden waren, schloß ich, daß diese von den gleichen Steinmeßern hergestellten Dorfkirchen auch um die gleiche Zeit entstanden sein müssen.

Sicher ist jedenfalls, daß in dem ganzen von mir durchwanderten Gebiet gerade diese Kirchen sich besonders abheben durch die saubere Behandlung der Feldsteinverblander und die vorzügliche, fast fugenlose Verlegung der Plinthe-Steine. Gleichzeitig sind sie diejenigen, welche am unpersönlichsten wirken, daher machen sie den Eindruck, als wären sie von dem Fürsten oder Bischof irgend einem größeren Bauunternehmer zur Ausführung übergeben worden. Weil sie zumeist längs der Grenze der alten Caminer Diözese stehen, vermute ich fogar, daß sie ziemlich schnell ausgeführt wurden, um einem weiteren Umsichgreifen des Bischofs von Brandenburg zuvorzukommen. Daß eine solche oder eine ähnliche kirchenpolitische Erwägung ihren Bau veranlaßt hat, scheint mir die Kirche zu Alt-Rünkendorf zu beweisen. Sie ist

¹⁾ Ähnliches wiederholt sich in der Neuzeit: die in Schinkelscher Gotik erbaute achteckige Kapelle von Dannenwalde (M.-St.) ist in Lüdersdorf bei Gransee nachgeahmt, nur hat sie hier eine reformierte Ausstattung erhalten.

augenscheinlich von den Prenzlauer Steinmeßern begonnen worden; der untere Teil des Dstgiebels mit der charakteristischen schrägen Plinthe verrät ihre famose Arbeit. Da aber Alt-Künkendorf bei der Grenzabsteckung zwischen Camin und Brandenburg (kurz um 1250) endgültig dem Brandenburger Bischof zufiel, ist sie von den Prenzlauern offenbar nicht weiter gebaut, sondern unvollendet dem neuen Herrn überlassen worden.¹⁾ Vorausgesetzt, daß meine Deutung richtig ist, würden wir damit einen neuen Anhalt für die Entstehungszeit dieser Prenzlauer Kirchen gewonnen haben.

Diese „Prenzlauer“ Kirchen sind übrigens nicht von Magdeburgern, wie ich früher vermutete, sondern von Pommerschen Steinmeßern (wahrscheinlich aus Stettin) ausgeführt. Im Kreise Randow²⁾ finden wir nämlich die gleiche vorzügliche Steinbehandlung und die abgeschrägte Plinthe³⁾ fast bei allen Kirchen wieder. Ich nenne z. B. Sonnenberg, die Kirche hat allerdings ein etwas anders gestaltetes Traufgesims, das aber nicht minder gut geschlagen und ebenso trefflich verlegt ist. In Bismark steht sogar eine den „Prenzlauern“ zum Verwechseln ähnliche Kirche, von der wenigstens der untere Teil allen Zerstörungen getrotzt hat. Besonders möchte ich auf die an der Nordseite befindliche Sakristei aufmerksam machen, deren Plinthe einen Eckstein aufweist, der in seiner tadellosen Arbeit an die besten Ecken der „Prenzlauer“ Kirche erinnert, ebenso das noch erhaltene Südportal. Das Westportal ist leider mitsamt dem Turm im 30jährigen Kriege zerstört worden. Eine fast gleiche Verarbeitung treffen wir bei den wenigen Resten, die sich von der im vorigen Jahrhundert abgebrannten Kirche von Plöwen erhalten haben. Der Dstgiebel hatte das dreifach gekuppelte Fenster mit Granitkonsolen, das noch heute in Bertikow und Brüssow zu sehen ist. Die auf der Südseite erhaltene Priestertür kann man geradezu eine etwas überladene Musterkarte aller damaligen Steinmeßkunststücke nennen. Sie ist doppelt abgetreppt, die innere Leibung weist eine Hohlkehle unterbrochen von Halbflugeln⁴⁾ auf, wie in Fürstenwerder, die äußere ist mit einem Rundstab geschmückt, wie bei Mariä und Nikolai in Prenzlau und Steinhöfel, der Kämpfer ist gerillt⁵⁾ und überdies mit Querstrichen versehen, außerdem hat er an der Basis eine Hohlkehle erhalten, wodurch er ganz kapitalartig wirkt. Endlich ist um den äußeren Spitzbogen noch ein Halbfranz von flach gearbeiteten

¹⁾ Alt-Künkendorf wurde, wenn ich nicht irre, später von den Chorinern gekauft, sie werden das schöne Westportal in Formsteinen gebaut haben. Die Kirche selbst ist übrigens durch einen Umbau in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden; sie erhielt da einen achteckigen Backsteinturm, eine Apsis, eine gewölbte Holzdecke und eine sehr dürftige, fast reformierte Inneneinrichtung.

²⁾ Hierüber zu vergleichen Hugo Lemcke, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin, Kreis Randow 1901.

³⁾ Diese Plinthe habe ich sonst nur noch bei drei Kirchen wiedergefunden: Neekka, Kublant und Golm in M.-Str. Neekka ist sicher von Pommern erbaut, denn es gehörte dem Kloster Stolpe an der Peene, wie Vietikow in der Uckermark, beide Kirchen verraten dieselbe Bauausführung.

⁴⁾ Halbflugeln sind auch auf der inneren Plinthe des Stettiner Torres in Prenzlau angebracht.

⁵⁾ Der gerillte Kämpfer der Prenzlauer Stadt- und Landkirchen findet sich schon an dem ältesten Dompportal zu Camin.

Hohlkehlfsteinen gelegt, wie sie sonst unter dem Gesims liegen. Kurz, alle Zierstücke, die uns veranlaßt haben, die „Prenzlauer“ Kirchen als eine eigenartige Klasse auszufondern¹⁾, finden sich an diesem Portal wieder, das offenbar das Gefellen- oder Meisterstück eines Steinmeßers darstellt.

Nun sind jedoch die Kirchen im Kreise Randow augenscheinlich nicht wie die „Prenzlauer“ einem einzigen Unternehmer zur Ausführung übergeben worden, sondern von verschiedenen Steinmeßern ausgeführt, die die gleiche gute technische Ausbildung erhalten hatten und wohl aus der gleichen Schule stammten. Daher tragen die dortigen Kirchen bei aller äußeren Gleichartigkeit doch kleine persönliche Noten, z. B. das griechische Kreuz am Ostgiebel zu Pinnow, wodurch sie sich voneinander unterscheiden. Näher betrachtet finden wir bei ihnen auch die übrigen Züge wieder, die uns an manchen Kirchen der Nord-Uckermark als abweichende Bildungen aufgefallen waren. Kirchen ohne Westportal, wie in Bitikow, Pinnow (Kr. Angermünde), Schmölln oder Schmarfow stehen in Glasow und Ramin, hier ist auch eine Backsteinblende zu sehen wie in Pinnow. Eine Hohlkehle²⁾ als Plinthe wie in Verkehrt-Grünow läuft um das Schiff der Hohen-Selchower Kirche, während der ältere (?) Altarraum eine abgeschrägte Plinthe hat. Die eigentümliche Verlegung der Ecksteine, die uns in Heinersdorf begegnete, treffen wir in Pomellen, Rossow und Wollin. Ostgiebel in Backsteinen wie in Menkin oder Schönermark (Kr. Angermünde) haben die Kirchen von Glasow, Ramin und Wollin. Sa selbst turmlose Kirchlein, wie in Griewen und Zützen, sind dort in Damitzow³⁾ und in Pomellen⁴⁾ zu sehen. Diese Uebereinstimmung in der baulichen Ausführung legt die Vermutung nahe, daß auch die von den „Prenzlauern“ abweichenden Kirchen des Gramzower Bezirkes und des Welfetales einschließlich Angermünde von Pommerischen Steinmeßern ausgeführt sind. Eine Vermutung, die dadurch fast zur Gewißheit wird, daß wir den schachbrettartigen Stein — ein Steinmeßwahrzeichen — von Dobberzin, Gerßwalde, Serwest, Schmargendorf und Weselitz an dem Portal von Plöwen wieder finden. Wie ich bereits in meiner Besiedelungsgeschichte ausgeführt habe (S. 138), zeichnen sich gerade diese Kirchen unter den benachbarten durch ihre tüchtige Arbeit aus. Nun wissen wir, daß der Steinmeß, der ihren Bau leitete, in seiner Art ein wirklicher Meister war! ⁵⁾

¹⁾ Schon Demcke, der größte Kenner unserer Feldsteinkirchen, urteilte 1901 „Die Kirche hat . . . das bemerkenswerteste, leider beschädigte Portal, dem Westportal der Marienkirche in Prenzlau verwandt.

²⁾ Die Hohlkehle als Plinthe treffen wir erst wieder im Templiner Kreis, jenseits der Caminer Grenze.

³⁾ In D. liegt ein gotischer Grabstein, der zwei Frauen v. Rehberg 1369 darstellt und der an den viel jüngeren Grabstein von Zützen erinnert.

⁴⁾ Die dortige Kirche trägt an der Westseite ein Malteserkreuz wie die Kirche zu Hardenbeck (Visitationssmarke?).

⁵⁾ Man wird sich in der Kolonialgeschichte dazu bequemen müssen, die Steine sprechen zu lassen. Mit der bloß philologisch-historischen Untersuchung der Quellen kommt man nicht weit, wie die fleißige Kieler Inaugural-Dissertation von Bruns-Wüstefeld: Beiträge zur Geschichte der Kolonisation und Germanisierung der Uckermark 1914 zeigt. Eine solche Steinmeßmarke ist nach meiner Ansicht ebensoviel wert, als eine Urkunde mit ihren Siegeln, zumal wir diese über unser Gebiet kaum haben.

Wohlverstanden, die von uns festgestellte Übereinstimmung erstreckt sich nur auf die Kirchengebäude, die etwa bis 1400 fertig gestellt waren. Das zu Madrensee im 15. Jahrhundert erbaute turmlose Kirchlein mit seinen schlecht gehauenen und noch schlechter geschichteten Feldsteinen, mit seinen Backsteinportalen und seiner Heiligen-Nische¹⁾ hat in der Uckermark kein Gegenstück, sowenig wie das Backsteinportal von Schwennenz. Vollends die nach dem 30jährigen Kriege im Kreise Randow wieder hergestellten Gotteshäuser, z. B. Boock, Colbitzow, Rosow und Sommersdorf haben mit den gleichzeitigen Bauten der Uckermark nichts weiter gemein, als daß sie ebenfalls im Stil des 18. Jahrhundert erbaut sind. Fachwerkkirchen wie zu Friedrichswalde,²⁾ Glambek, Gollin, Lieve, Petersdorf, Vietmannsdorf und Wolletz habe ich im Kreise Randow überhaupt nicht angetroffen, dort scheinen selbst die anspruchlosesten Gotteshäuser massiv erbaut zu sein, z. B. Gorkow, Samikow und Schmargerow. Und da auch die nach dem 30jährigen Kriege errichteten Holztürme, sowie namentlich die innere Ausstattung der beiderseitigen Gotteshäuser vom 17. Jahrhundert ab, nach anderen Vorlagen und von anderen Handwerkern angefertigt wurden, so kann man aus diesen nachträglichen Verschiedenheiten noch heute erkennen, daß die spätere Landesgrenze den einst so regen Verkehr und Austausch zwischen den beiden Landstrichen vollständig unterbunden hatte. Heute haben die Kirchen hüben und drüben für einen oberflächlichen Beobachter nichts mehr gemein.

So klar und bestimmt wie die Prenzlauer Kirchen hebt sich nur noch eine Gruppe ab, es sind die Kirchen um Chorin. Ich nenne Britz, Chorinchen, Gellnersdorf, Lüdersdorf, Lunow, Neuendorf, Neu-Künkendorf, Nieder-Zinow, Paarstein, Stolzenhagen und die Ziethendörfer. Alle diese Kirchen sind völlig gleichförmig hergestellt: sauber geschichtetes Mauerwerk, ohne Plinthe und jedes Schmuckstück, die Türme, wo sie vorhanden sind, von der gleichen Breite wie das Schiff, damit jede unnötige Ecke fortfällt. Wahrscheinlich sind diese Kirchen von den Brandenburgern erbaut worden. Ihr Dasein wird uns bezeugt durch die Beschwerde des Leutpriesters von Britz, die 1274 abschlägig beschieden wurde.

Genau dieselben Kirchen — nur im Mauerwerk nicht ganz so gleichmäßig behandelt — stehen im Templiner Kreise zu Hammelspring, Hindenburg, Ribbeck, Zabelsdorf und in dem angrenzenden Mecklenburg zu Barsdorf, Blumenow und Tornow. Diese Kirchen scheinen von verschiedenen Steinmetzen zu verschiedenen Zeiten erbaut zu sein; je jünger sie sind, desto schlechter ist das Mauerwerk. Unter ihnen lassen sich kaum Gruppen unterscheiden, höchstens kann man sagen, daß z. B. Bergsdorf und Klein-Muz, deren Türme genau übereinstimmen, wahrscheinlich auch von den gleichen Steinmetzen aufgeführt wurden. Beide haben einen Turm, der wieder breiter als das Schiff angelegt ist, aber beide gehören zu den jüngsten Bauten.

Die jüngsten Feldstein-Kirchen, die zwischen 1350—1400 erbaut sein mögen, sind nämlich die, deren Außenwände, wie die damaligen Backsteinbauten, offene

1) Heiligen-Nischen habe ich nur in Mecklenburg gefunden, z. B. in Barsdorf.

2) Leider neuerdings mit roten Backsteinen umkleidet, wodurch sie wie eine Scheune wirkt. In der Kirche befindet sich noch ein jetzt nicht mehr gebrauchter Altartisch aus Holz mit 4 Füßen; bekanntlich legten die Reformierten besonderen Wert darauf, die Füße des Tisches zu sehen!

Küftlöcher zeigen. In der älteren Zeit wurde vermutlich das Baugerüst frei um die zu erbauende Kirche aufgeführt. Es erforderte naturgemäß eine Menge Holz, um ein solches Gerüst herzustellen mit den schrägen Laufbahnen, auf denen die gewaltigen Blöcke heraufgerollt oder getragen wurden. Als das gute Bauholz anfang knapper zu werden, suchte man eine unnötige Holzverschwendung dadurch zu vermeiden, daß man das Gerüst einfach auf die Mauer auflegte; man sparte dadurch nicht bloß Holz, sondern man brauchte hinfort auch nur leichtere Hölzer für die Gerüste. Alle unsere Feldsteinkirchen sind nämlich von außenher aufgemauert, daher bildet ihre innere Wandung eine ganz bucklige Oberfläche, an deren Gleichmachung moderne Verputzer schier verzweifeln. In Kublank (M.-St.) hat sich deshalb der Architekt, der die Wiederherstellung der abgebrannten Kirche leitet, veranlaßt gesehen, die inneren Wände mit einer Schicht Mauersteine zu bekleiden.

Alle diese Kirchen, die äußerlich so ähnlich aussehen, haben nun auch noch die gleiche Breite, ihr Schiff ist fast durchweg 9—10 Meter breit von der Außenkante gemessen.¹⁾ Der Grund dieser Übereinstimmung ist sehr einfach, wie schon bei den ältesten griechischen Tempeln, bestimmte auch bei unsern Feldsteinkirchen die Länge der Balken die Breite der Schiffe.²⁾ Schon zu einer Breite von 10 Metern gehörten aber hervorragend gute Balken, denn sie mußten den ganzen hohen und schweren Dachstuhl tragen. In neuerer Zeit sind solche Balken nur schwer aufzutreiben, daher hat man in Gellmersdorf und Hammelspring die neue Decke gleich mit Holzsäulen gestützt. Dies geschah übrigens schon früher, so hat die Werbelower Kirchendecke einen sauber kannelierten Unterzug mit Holzsäule aus dem 16. Jahrhundert; in Ramin, Kreis Randow, hat man vielleicht die Decke erst nachträglich mit Knütteln stützen müssen, doch ist es bei der ärmlichen Ausstattung der Kirche (von 1740—60) auch möglich, daß diese häßlichen Stützen gleich angebracht wurden.

Unterschiede finden sich allein in der Länge des Schiffs, und zwar richtet sich diese nach der Größe der Feldmark. Die jeden aufmerksamen Beobachter in Erstaunen setzende Tatsache, daß die im 13. und 14. Jahrhundert erbauten Dorfkirchen mit verschwindenden Ausnahmen bis in die neueste Zeit Raum genug boten, um die ganze Gemeinde in sich aufzunehmen und ihr sogar noch Sitzplätze zu gewähren, muß doch einen inneren Grund haben. Dieser kann aber bei einer reinen Landgemeinde nur der sein, daß die Größe der Feldmark auch die Größe der Kirche bestimmte, denn von der Größe der Feldmark hängt unter normalen Verhältnissen die Seelenzahl der Gemeinde ab. Von dieser Tatsache ausgehend, habe ich die Dorfkirche gleichsam zum Maß aller Dinge gemacht und an ihr die Stärke der ehemaligen Besiedelung, wie die nachträgliche Bewegung der Bevölkerung, gemessen. Selbstverständlich stimmt die Größe der heutigen Feldmark nicht immer mit der Größe der Kirche überein und kann garnicht immer übereinstimmen, weil die Feld-

¹⁾ Nur eine Ausnahme habe ich festgestellt: die Schmargendorfer Kirche, sie ist 11,80 Meter breit. Das 11,70 Meter breite Schiff in Klein-Muß ist ein Neubau aus der Friederizianischen Zeit, man hat es so breit angelegt, wie den alten Feldsteinturm, der stehen geblieben war.

²⁾ Die einzige Kirche unseres Gebietes, die ein Feldsteingewölbe erhielt, steht zu Badresch (M.-St.); die Stegelitzer ist erst nachträglich eingewölbt.

markt inzwischen durch Rodung des Waldes und des Unlandes größer oder auch durch Abtrennung einzelner Hüfer kleiner geworden sein kann.¹⁾ Es ist doch allgemein bekannt, daß schon die im Mittelalter ausgeführten Nachmessungen eine wesentliche Verschiebung der ursprünglichen Hüferzahl feststellten! Trotzdem habe ich bei meinen Besichtigungen etwa in hundert Fällen die Größe der Feldmark aus der Größe der Kirchen erschließen können, so daß mein Führer — in der Regel der Lehrer des betreffenden Ortes — glaubte, ich hätte irgend eine amtliche Statistik dazu benutzt, was aber nicht der Fall war. Allerdings die nach der eigentlichen Besiedelung erbauten Kirchen sind ohne Rücksicht auf die Größe der Feldmark angelegt, wie ich vermute, allein nach der Seelenzahl der damals zufällig vorhandenen Kolonisten.

Auf Grund meiner Snaugenscheinnahme glaube ich vier Kirchengrößen unterscheiden zu können, die je einer Feldmark von 30, 40, 50, 60 und mehr Hüfen entsprechen. Dabei nehme ich stillschweigend an, daß die Bauern ursprünglich Einhüfner waren, so daß 10 Hüfen mehr immer einen Zuwachs von 80—100 Seelen voraussetzten und einen dementsprechend größeren Kirchenraum beanspruchten. Ich freue mich, daß auch Bruns-Wüstefeld zwar auf einem anderen Wege als ich zu dem gleichen Schluß gelangt ist, daß wahrscheinlich die ufermärkischen Bauern zunächst Einhüfner waren (S. 35). Waren sie aber wirklich Einhüfner, dann, das muß ausdrücklich bemerkt werden, war in der Kirche, wenn alle Bauernstellen besetzt waren, so gut wie kein Platz für die wendischen Kossäten mit ihren Familien. Unsere Kirchen fassen höchstens 150 bis 400 stehende Personen! Nun bestand und besteht in der katholischen Kirche ein Kirchzwang. Ob aber schon im Mittelalter die von den Jesuiten begünstigte Unsitte herrschte, daß man sich mit einem Teile der Messe begnügen könne, — wodurch heute namentlich in den größeren Stadtkirchen ein ewiges Kommen und Gehen der Kirchgänger entsteht, — das bezweifle ich stark. Wo also blieben die Wenden während des Gottesdienstes? Ich möchte fast vermuten, daß sie, wie ihre Volksgenossen in der Altmark, vor der Tür zu stehen hatten, soweit sie nicht in dem Turminnern Platz fanden, das durch den großen Spitzbogen, der von der Westempore noch nicht verbaut war, mit dem Kirchenschiff in unmittelbarer Verbindung stand. Denn daß Wenden, wie Bruns-Wüstefeld annimmt, Bauernhufen gleich bei der Besiedelung erhielten, halte ich für höchst unwahrscheinlich. Der nationale Gegensatz hat sich erst sehr viel später verwischt. Noch im 17. Jahrhundert verbat sich die Schuhmacher-Gilde zu Anklam — offenbar im Anschluß an ältere Bestimmungen — den Zutritt von Wenden (Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte 1914, S. 116 ff.).

Es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß die im Kolonialgebiete nicht gerade seltene Anlage einer zweischiffigen Dorfkirche mit dieser Spaltung der Gemeinde in einen deutschen und wendischen Bestandteil zusammenhängt, doch da uns alle Urkunden darüber fehlen, wage ich diese Frage nicht zu entscheiden. Daß die auf der Längsachse stehenden Pfeiler in recht unliebsamer Weise den Altar verdecken, davon kann man

¹⁾ So sind z. B. noch im letzten Jahrhundert die Pfarrhufen von Kleptom nach Schönfeld gewandert.

sich in Stegelitz überzeugen, der einzigen zweischiffigen Kirche der Uckermark. Aber geplant war eine solche Anlage auch in Hekdorf und in der zerstörten Kirche von Rittgarten, sowie in Golm und Lindow (M.=Str.). In den beiden mecklenburgischen Kirchen ist sogar für jedes Schiff eine besondere Tür deutlich vorgesehen! Oder sollte man dabei an eine Trennung der Geschlechter gedacht haben? Sie wurde bekanntlich im Reformationszeitalter streng durchgeführt, aber sie scheint im Mittelalter nicht gerade üblich gewesen zu sein, denn viele Dorfkirchen haben nur Eine Gemeindetür und alle bloß Einen gemeinsamen Raum, in dem allein der Altarplatz entweder durch den Triumphbogen oder durch eine Schranke abgetrennt war.

Die wenigen ländlichen Backsteinkirchen der Uckermark gliedern sich ohne weiteres in den Gesamtrahmen ein. Da ist zunächst die Kirche von Hohen-Güstow (Bild Nr. 44), sie entspricht in ihren ganzen Verhältnissen genau den benachbarten Feldsteinkirchen. Trotz ihrer schlichten Anspruchslosigkeit wirkt sie vornehm. Das verdankt sie sicherlich nicht zum wenigsten dem großen mittelalterlichen Steinformat; unsere modernen Backsteinkirchen machen infolge der kleinen Steine nur zu häufig den Eindruck von Scheunen. Aber verglichen mit den Kirchen, die die Prämonstratenser im Serichower Lande schufen, — ich nenne nur die entzückende Kirche von Redekin, — fühlt man ordentlich, wie der Glaubenseifer und damit auch der Opfer Sinn der adligen Chorherren mit der Zeit nachgelassen hatte. Sie begnügten sich hier, eine solide Kirche in ihrer vorzüglichen Technik zu errichten, an der sie sich jedoch jedes überflüssige Schmuckstück schenkten. Die vermutlich nach Abschluß des Landbuchs erbaute Kirche zu Fergitz ist noch einfacher gehalten, bei ihr ließ man sogar den Turm fort. Endlich das Kirchlein zu Drense (Bild Nr. 45); es steht in gar keinem Verhältnis zur Größe der Feldmark. Hatten die Seehausener Klosterfrauen, denen Drense gehörte, die Bauern etwa gelegt, oder haben sie nur aus Sparsamkeitsrücksichten das Gotteshaus so klein ausführen lassen? Jedenfalls fehlte ihnen der Sinn für eine künstlerische Betätigung, darum ist das Kirchlein eine so nichtssagende Duzendware geworden, das nur durch den hervorragend günstigen Standort wirkt. Wie ganz anders mutet dagegen die im 15. Jahrhundert erbaute Backsteinkirche zu Holzendorf (M.=St.) an, bei ihr fehlt solch eigenartiges Schmuckstück nicht, es besteht in einer Weinranke, die über dem Westportal angebracht ist! Im Lande Stargard war es, wie im Kreise Randow, von jeher üblich, daß jede Kirche durch Blenden und vor allem durch die verschieden gestalteten Nischen in den Giebeln eine persönliche Marke erhielt. Diese haben unsere uckermärkischen Kirchen erst im 18. Jahrhundert durch die Holztürme bekommen, die an Stelle der zerstörten Feldsteintürme traten. Und merkwürdig, gerade die fremdländischen Entlehnungen: das Mansardendach und die von der Peterskirche in Rom stammende Laterne haben bei uns den größten Beifall gefunden!

Die Stadtkirchen. Was wir von den Dorfkirchen sagten, läßt sich ohne weiteres auch auf die Stadtkirchen anwenden. Auch bei ihnen kann man die Beobachtung machen, daß die alten Feldsteinbauten, soweit sie erhalten sind, den heutigen Gemeinden noch vollauf genügen, z. B. in Brüßow, Fürstenwerder, Gramzow, Lychen u., so daß die riesigen, kastenartigen Emporen, die etliche von ihnen im Anfang des vorigen Jahrhunderts erhielten, in der Neuzeit wieder fast

überflüssig geworden sind, weil gerade die Ackerbürgerstädte, wie das platte Land, unter einer starken Abwanderung zu leiden haben. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Hufenzahl, die bereits die Größe des Weichbildes bestimmt hatte, auch für die räumlichen Abmessungen der Kirche entscheidend war. Ganz sicher ist es sogar, daß die Zahl der Gotteshäuser allein von der Größe der Feldmark abhängt, daß also Prenzlau nur deshalb 4 Pfarrkirchen schon 1250 aufweist, weil es eine vier- bis fünfmal so große Feldmark hatte, als die Städte mit bloß einer Pfarrkirche.

Wie auf dem Lande sind es entweder einfache Saalkirchen ohne besonderen Chorraum (Brüssow, Fürstenwerder) oder Saalkirchen mit einem Chorraum, der etwas niedriger und schmaler ist als das Schiff¹⁾ (Lychen, St. Jakobi in Prenzlau). Mit Ausnahme von St. Nikolai in Friedland erhielten alle Stadtkirchen einen Turm, der ebenso breit oder etwas breiter angelegt war als das Schiff, und der sich nur bei der Marien- und der alten Nikolaikirche zu Prenzlau in zwei Spitzen gabelt. Der Ostgiebel schließt stets geradlinig ab, wo ein polygoner Abschluß sich findet, ist er erst nachträglich angebaut, wie die Apsis bei den Landkirchen (Abbildung 23—24).

Diese vereinfachte Anlage, die man bereits bei den süddeutschen Dorfkirchen (Heinrich Rebensburg, Das deutsche Dorf I) bevorzugt hatte, wurde im Koloniallande die Regel. Daß man bei uns das altchristliche Bauprogramm: Turm, Schiff, Chorraum, Apsis, kannte, ist selbstverständlich, aber man hat es nur selten durchgeführt, so z. B. die Templer in Tempelhof bei Berlin, die Zisterzienser in Pechüle bei Süterbog, oder die Prämonstratenser in Redefin. Doch haben die letzteren schon im Serichower Lande mehrere Kirchen ohne Apsis gebaut, z. B. in Serichow selbst die Stadtkirche oder in Schlagenthin (nur noch der Chorraum vorhanden) u. a.²⁾

Endlich wurde so wenig wie auf dem Lande bei den Stadtkirchen eine Eingewölbung des Chorraumes oder des Schiffes ausgeführt.³⁾

¹⁾ Die ästhetischen Gründe, die diese Gliederung veranlaßten, wurden nicht immer beachtet, in Gramzow z. B. befindet sich ein unverhältnismäßig langes Schiff ohne besonderen Chorraum.

²⁾ Deshalb ist es nicht bloß überflüssig, sondern geradezu stilwidrig, wenn man unseren alten Feldsteinkirchen, wie dies neuerdings so vielfach geschehen ist, eine Apsis anklebt. Kann man jedoch den Bau nicht unterlassen, dann soll man die Apsis wenigstens ohne Fenster bauen (wie in Nadelow, Kr. Randow), weil sonst die Nische und der Altartisch viel zu grelles Licht erhalten.

³⁾ Eingewölbt waren, wie bei den Landkirchen, nur die Sakristei (Fürstenwerder, St. Jakobi in Prenzlau) und der Turmraum, letzterer bei den Stadtkirchen wohl meistens mit Backsteinen (Lychen, St. Nikolai in Prenzlau u. a.) Auf den Dörfern wölbte man bei den älteren Kirchen nur mit Feldsteinen ein, dazu nahm man große, etwas keilförmig zugeschlagene Steine (z. B. Hohen-Selchow, Kr. Randow), in gleicher Weise wurden auch die Turmtreppen eingewölbt (Flemsdorf u. a.), erst später, als man den Feldstein nicht mehr zu bearbeiten verstand, deckte man den schmalen Treppengang mit den aus dem gespaltenen Feldstein gewonnenen Platten ab (Hinrichshagen, M. Str.). Die Sakristei ist meistens mit den Abfallstücken eingewölbt, deren spitzige Enden gleichsam wie Tropfsteinbildungen wirken, was man übrigens selten zu sehen bekommt, weil der Kalkbewurf auf dieser rauhen Fläche schier unverwundlich ist. In Bismark (Kr. Randow) ist jedoch die Sakristei Spritzenhaus geworden und die Spritze ist öfters gewaltsam hineingeschoben und hat dabei den Deckenputz verletzt. Wie die Kirche zu Badresch eingewölbt ist, kann man nicht mehr erkennen, weil ein moderner Architekt die obere Seite der Feldsteine mit einer dicken Zementschicht hat bekleiden lassen.

Ein großer Teil dieser Feldsteinkirche ist während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts bis auf wenige Reste verschwunden; an ihrer Stelle sind mächtige Backsteinkirchen in Rohbau entstanden. Bisweilen mag der Neubau durch eine Feuersbrunst,¹⁾ bisweilen auch durch Mangel an Plätzen veranlaßt sein. In weitaus den meisten Fällen sieht es jedoch so aus, als ob bloß der wachsende Reichtum der Städte und ein gewisses Luxusbedürfnis die Bürger zu dem Umbau bestimmt habe. Eben deswegen wählte man dazu ausschließlich den Backstein, der sich viel reicher und abwechslungsvoller als der spröde und einfarbige Feldstein gestalten ließ, zumal wenn man auch glasierte Steine dabei verwandte. Der Backsteinbau war eben Mode geworden, weniger durch die Feldklöster der Zisterzienser,²⁾ die allerdings alle — mit Ausnahme von Zehdenick — in Backstein erbaut waren, als durch die Bauten der Bettelmönche. So hatten die Franziskaner ihre in Feldstein vielleicht begonnenen Klöster und Kirchen in Angermünde und Prenzlau in Backstein vollendet; ihre Neubrandenburger Niederlassung ist gleich von Anfang an als reiner Backsteinbau entworfen und ausgeführt. Von ihren Konkurrenten, den Dominikanern, ist, soviel ich weiß, ein Feldsteinbau überhaupt nie geplant worden, ihre Klosteranlagen in der Mark sind durchweg in Backsteinen erbaut. Gerade der Vorgang dieser städtischen Mönchsorden war für die Bürger und ihre Geschmacksrichtung entscheidend, fortan wollten sie nur solche bunten Kirchen haben.

Die einfachste und billigste Art, eine solche zu erhalten, war, den Feldsteinbau mit Backsteinzutaten herauszuputzen, die Fenster erhielten Backsteinleibungen und Maßwerk oder einen Backsteingiebel mit kleinen Türmchen, so z. B. in Prenzlau die Georgskapelle, die Heilige Geist- und Sakobikirche, ähnlich in Brüssow, in Friedland (Nikolai) und in verschiedenen Dörfern, deren Kirchen ich bereits in der Besiedelungsgeschichte beschrieben habe.

In Woldegk ließ man den alten Chorraum und Turm stehen, baute aber das Schiff vollständig in Backstein um, hier ist es ganz offensichtlich, daß man nicht eigentlich neue Kirchenplätze gewinnen wollte, sondern nur eine dem veränderten Geschmack gemäße Kirche.

Ähnlich liegt die Sache in Angermünde, der alte Feldsteinbau war eine einfache Saalkirche ohne besonderen Chorraum, das beweist der auf dem Ostgiebel noch erhaltene kleine Aufsatz für die Messglocke, die natürlich immer über dem Hochaltar hing. Der daran gebaute Chorraum in Backstein ist seiner ganzen Ausführung nach nichts als ein Prunkbau. Es ist möglich, daß ihn einer der herrischen Pröpste,

¹⁾ Dies war vielleicht bei Stargard (M. Str.) der Fall.

²⁾ Die Zisterzienser und Prämonstratenser haben die Technik des Backsteinbaues nach der Mark gebracht, nicht die niederländischen Kolonisten, die ihre Kirchen auf dem Fläming — wie Neumarkt bei Jüterbog — in Feldstein erbauten und selbst ihre Brunnen mit Feldsteinen ausmauerten, worauf schon E. D. Schulze, Niederländische Siedelungen, Breslau 1889, S. 131 ff. aufmerksam gemacht hat. Von der Klosteranlage zu Gramzow hat sich leider nichts erhalten, nach der Ansichtspostkarte, die von der Klosterkirche in Gramzow verkauft wird, war die Kirche eine Hallenkirche ohne Turm, etwa wie die jetzige Nikolaikirche in Prenzlau, deren vorzügliche Mauersteine des Ostchores vielleicht von den Gramzowern bezogen sind, während die Mauersteine des Schiffes die gelbrote Farbe der Steine der Stadtmauer haben.

die durchweg hohe Staatsbeamten der Kurfürsten waren, zu seiner eigenen Verherrlichung ausführen ließ, oder aber ein Choriner Abt hat ihn am Ausgang des 15. Jahrhunderts erbaut, um bei seiner Anwesenheit in Angermünde für sich und sein Gefolge angemessene Kirchenplätze zu schaffen. Die Choriner besaßen nämlich in Angermünde ein größeres Anwesen, auf dem sie jedoch keine Kapelle errichten durften.¹⁾ Für die Gemeindeglieder war jedenfalls dieser Anbau bedeutungslos, sie hatten darin keinen Platz zu beanspruchen. In seiner reichen Ausführung steht dieser Chorraum einzig da in der Uckermark, vielleicht dürfen wir in ihm eine Nachblüte der Choriner Backsteinkunst sehen. Gleichzeitig mit diesem Anbau hat man damals wohl auch das Schiff der Kirche eingewölbt,²⁾ denn das Gewölbe scheint nicht ursprünglich zu sein: die alten zugemauerten Fenster passen durchaus nicht in die Gewölbeeinteilung. Aus dieser nachträglichen Einwölbung erklärt sich die auffallend schmale Gestaltung der beiden Seitenschiffe, offenbar suchte man dadurch den Schub des Hauptgewölbes abzufangen, ohne daß man den alten Feldsteinmauern Strebepfeiler vorlegte.

Auch in Strasburg scheint man den Kirchenraum nicht viel vergrößert zu haben,³⁾ als man vor dem alten Chor aus Feldstein (das mit dem der Fürstenwerder Kirche vollständig übereinstimmt) eine neue dreischiffige Backsteinkirche erbaute, deren Äußeres weit gefälliger wirkt als ihr Inneres, das durch die unverhältnismäßig starken und zu nahe aneinander gerückten Pfeiler einen durchaus verbauten, ja kellerartigen Eindruck macht. Man möchte denken, ein Maurerpolier habe sie entworfen, der wohl wußte, woher man schöne Formsteine bezog und wie man glatte Wände ausführte, dem aber bei der Einwölbung alle statische Berechnung des Druckes abging und der deshalb durch die Massigkeit der Pfeiler jedes Risiko vermeiden wollte. Die Ausführung der beiden geplanten Doppeltürme ist hier wahrscheinlich durch die Einführung der Reformation unterbrochen worden und dann ganz unterblieben.

Nicht viel anders steht es mit der Nikolaikirche in Pasewalk, bei der an allen Seiten, namentlich aber an der Westseite, noch größere Reste des alten Feldsteinbaues erhalten sind, die aber jetzt als eine spätgotische Backsteinkirche in Kreuzform vor uns steht. Ein kurioser Bau, an dem verschiedene Jahrhunderte, vornehmlich das 17. und 19., ihr künstlerisches Vermögen oder besser Unvermögen erprobt haben.

Daß tatsächlich die Bürgerschaft im Gefühl ihrer starken wirtschaftlichen Kraft die alten Gotteshäuser umbaute und vergrößerte, häufig aus keinem andern Grunde, als um mit ihnen zu prunken und zu prahlen, dafür ist die Marienkirche in Anklam

¹⁾ Der „Drang zur Stadt“ war schon im Mittelalter vorhanden, nicht bloß bei den Bauern, denn Stadtlust machte frei, sondern auch bei den Bewohnern der Feldklöster; wer die süddeutschen Städte kennt, der weiß, was für prächtige Häuser sich die Mönche zu bauen verstanden, z. B. in Überlingen zc. In Jüterbog steht noch das Haus des Abtes von Zinna.

²⁾ Damals wurden eingewölbt: Greifenhagen i. P., Nikolai in Pasewalk, Stegelitz, der Chorraum in Kerkow und Heinersdorf (?).

³⁾ Dasselbe ist in Garz a. D. der Fall, die alte Feldstein-Sakristei auf der Nordseite ist noch vorhanden, ebenso die Feldsteinfundamente des Westturmes, nur das Ostchor ragt über den alten Bauriß hinaus.

wohl das beste Beispiel. Hier hat man um und über den alten Chorraum einen neuen breiteren und höheren erbaut und damit einen Chorraum mit Umgang in französischer Weise geschaffen,¹⁾ wie ihn die Stadtkirchen an der Wasserkante vielfach haben (z. B. in Straßund und Stettin). Die Wände des alten Chorraumes ließ man einfach stehen und hat sie nur ganz notdürftig der neuen Bestimmung angepaßt. Es ist nach meiner Ansicht ganz ausgeschlossen, daß man diese roh zugestuzten oder besser eingeschlagenen Mauern so wie sie jetzt stehen, belassen hätte, wenn nicht auch hier die Reformation dazwischen gekommen wäre und den Bürgern die Lust zu weiteren Ausgaben genommen hätte. Denn mit der Reformation hörte die Verdienstlichkeit solcher Leistungen auf. Hinfort gab es weder päpstliche, noch bischöfliche Ablassspenden mehr, die die Bürger zum Weiterbau hätten reizen können.

Damit aber berühren wir den Beweggrund, der die unter den Bürgern vorhandene Baulust ansachte und oft Jahrzehnte lang wach erhielt.

Die mittelalterliche Kirche hatte sich der Zeit ihrer Gläubigen in einer uns heute völlig unverständlichen Weise bemächtigt, ihre Festtage vermehrten sich derartig, daß sie für das Wirtschaftsleben schließlich geradezu eine Gefahr wurden, gleichzeitig aber auch ihre Fasttage, was von der lebensfrohen und lebenslustigen Bürgerschaft ganz besonders schmerzlich empfunden wurde. Zum Glück gab es für die trüben Fasttage Dispense, und die Bischöfe scheinen ihre Leute gekannt zu haben; so wußten sie beispielsweise, daß die Prenzlauer gern viel aßen und gut leben wollten, darum spendeten sie für den Bau der Marienkirche hauptsächlich Ablässe von den Fastengeboten.²⁾ — Offenbar haben sie dadurch die Bürger während der ganzen Bauzeit (1325—40) in guter opferfreudiger Stimmung erhalten bis das Werk glücklich vollendet war. Ähnlich wird es auch bei den übrigen Kirchenbauten zugegangen sein, woher das Sprichwort aufgekomen ist, daß bei jedem Kirchbau der Teufel (der Völlerei) Kärnerdienste geleistet hat.

Die seit dem 14. Jahrhundert neu entstandenen Stadtkirchen in Friedland, Garz, Gransee, Neubrandenburg, Pasewalk und Prenzlau sind dreischiffige Hallenkirchen, zum Teil von ganz gewaltigem Umfange, der zu dem Städtchen, das sich um sie schmiegt, oft in gar keinem Verhältnis steht. Die jüngsten von ihnen mögen die Kirchen zu Gransee, ein ungemein langweiliger und nichtsagender Bau mit schönem Schmuckgiebel, und Garz sein, bei der letzteren haben sich wahrscheinlich Baumeister aus Stettin oder Frankfurt a. O. betätigt, sie weicht von dem bei uns üblichen Typus zu sehr ab, so hat z. B. der schöne Kielbogen oder Eßelsrücken über der Priestertür auf der Südseite in unserem ganzen Gebiet kein Gegenstück. Die Marienkirchen zu Friedland (vor ihrem letzten, seltsam verunstaltenden Umbau), Neubrandenburg, Pasewalk und Prenzlau haben dagegen große Ähnlichkeit miteinander, so daß wir sie als Schwestern einer zahlreichen Familie ansprechen dürfen, deren Glieder in vielen Kolonialstädten sich wiederfinden, ich erinnere nur an St. Jakob in Thorn. Ihre Art ist kurz beschrieben: eine in riesigem Verhältnisse aufgeführte Hallenkirche,

¹⁾ Ähnliches geschah mit St. Nikolai zu Güterbog.

²⁾ Die Ablassbriefe der Bischöfe von Brandenburg, Camin und Havelberg, sowie des Erzbischofes von Magdeburg werden von Sect I, 93 kurz erwähnt.

meistens ohne besonderen Chorraum, aber stets mit gerader Ostwand¹⁾ und einem kolossal breiten Turm, der dem Schiff vorgelagert ist, ohne mit ihm innerlich verbunden zu sein. Der Turm ist gewöhnlich der älteste Teil der Kirche, er besteht in der Regel noch aus Feldsteinen; auf seiner ungefügigen Breite verschwinden die paar Putzblenden, die die massigen Flächen gliedern sollen, und nur selten wird der Eindruck überstrotzender Kraft durch eine Gabelung in zwei Spitzen gemildert, dagegen haben spätere Geschlechter ihm vielfach zwei mühenartige Kappen aufgesetzt (so in Kolberg, Thorn zc.). Gustav Wolf sagt von diesen Kirchen sehr richtig: „Es bleibt doch zuletzt, wenn man die norddeutschen Backsteinbauten gesehen hat, wenn sie, durch das Sieb der Erinnerung gegangen, sich in ein Bild verdichtet haben, der Eindruck einer schweren, stämmigen Masse. Nichts von Schlantheit, von lebenswürdiger Anmut. Ein lagerndes breites Haus, ein lastendes hohes Dach, ein trotziger stumpfer Turm: einfach, wie Kinder ihre Bauklötze setzen, stehen die Kirchen da, nur ins Gewaltige gehoben.“ (Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland S. 62.)

Die schönste unter ihnen ist unstreitig die Marienkirche zu Prenzlau. Sie wurde, wie bereits erwähnt, 1325 begonnen, nachdem man den Feldsteinbau abgerissen hatte. Dieser mag ebenso breit wie die jetzige Kirche gewesen sein, aber er war sehr viel kürzer. Wir können das aus der auf der Südseite angebauten Margaretenskapelle schließen. Sie ist nämlich älter als die jetzige Marienkirche und versperrte ihr den Platz, deshalb mußte ihr nördliches Schiff abgeschlagen werden, da man die neue Kirche länger als die alte baute. Später, wahrscheinlich im 15. Jahrhundert, hat man dann der verstümmelten Margaretenskapelle ein südliches Schiff vorgebaut, um sie für gottesdienstliche Zwecke wieder brauchbar zu machen.

St. Marien ist also eine dreischiffige Hallenkirche, die durch die Höhe ihrer Gewölbe und die wohlabgewogenen Verhältnisse ihrer drei Schiffe einen geradezu erhabenen architektonischen Eindruck hervorruft. Selbst die kahlen, mit grauer Schmutzfarbe bedeckten Wände verschwinden vor der Mächtigkeit dieser gewaltigen Raumgestaltung. Erst nachträglich kommt die Erwägung, daß die Kirche, dadurch daß sie von den Restauratoren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihrer Emporen und sonstigen Einbauten beraubt wurde, ein Raum geworden ist, in dem man wohl singen, aber kaum predigen kann. Über dieser Erwägung, die uns allerdings die Freude an dem schönen Raum trüben kann, dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß die einstigen Erbauer an der trostlosen Nüchternheit des jetzigen Innern völlig unschuldig sind. Sie hatten ihre Kirche sicher farbenprächtig ausgeschmückt und alle ihre Nischen und Pfeiler mit strahlenden Altären versehen, so daß sie für die Gemeinde, die sich ja täglich in ihr einfand, durchaus wohnlich geworden war. Ganz ungetrübt dagegen ist unsere Freude an dem Äußeren der Kirche mit dem herrlichen Ziergiebel und der stattlichen Dachbrüstung, die freilich bei der jetzigen Bedachung mit Vieberschwänzen nicht so zur Geltung kommt wie früher, als die Kirche noch mit Mönch und Nonne eingedeckt war. Von dem Kirchturm der alten Nikolaikirche gesehen, erscheint

¹⁾ An der Marienkirche in Pasewalk ist der polygone Chorraum möglicherweise ursprünglich, obgleich er reicher und feiner gegliedert als das Schiff ist.

St. Marien wie ein gewaltiges Bollwerk, die Dachbrüstung wie ein Wehrgang, die in der Sonne glitzernden Glasuren könnte man aus der Ferne für Helmspitzen halten, die Fialen für über die Mauer ragende Hellebarden. Ein solches Wahrzeichen ihrer ständigen Wachsamkeit und Kampfesbereitschaft wollten sich aber unsere Altvordern mit ihren Gotteshäusern schaffen; sie waren eben ein handfestes und schlagfertiges Geschlecht, das, wie jener Stralsunder Handelsherr an seinen Kirchstuhl, an ihre Stadttore¹⁾ schreiben konnte: Wer nicht zu mir gehört „der blief da buten, oder ic schla em up de schnuten“.

Verglichen mit den Stadtkirchen sind die Gotteshäuser der Bettelmönche tüchtige, aber ziemlich schmucklose, ja nüchterne Bauten. Das ist ganz natürlich, in knapp hundert Jahren (etwa von 1240 ab) haben sich die Franziskaner und Dominikaner Deutschland gleichsam erobert und mit mehr als zweihundert Kirchen und mit ebensovielen, zum Teil recht umfangreichen Klosteranlagen überzogen, da blieb ihnen zu einer kunstvolleren Ausgestaltung nicht viel Zeit übrig. Zudem war beiden jede verschwenderische Bauart sarkungsmäßig untersagt, allerdings wie bei allen Mönchsorden scheinen auch hier die Baustatuten nur dazu dagewesen zu sein, um so bald als möglich übertreten zu werden. So haben z. B. die Franziskaner trotz des ausdrücklichen Verbotes ihres Heiligen die Kirche zu Assisi mit einem Turm versehen, und auch die Dominikaner emanzipierten sich sehr bald von ihren engherzigen Bauvorschriften. Immerhin hatten beide Orden offenbar feste Bauschemata für die einzelnen Ordensprovinzen ausgearbeitet, nach denen dann die Kirchen und Klöster im großen und ganzen gebaut wurden.²⁾ Daher stimmt die Schwarz-Kloster-Kirche (jetzige Nikolai-Kirche) zu Prenzlau mit den ehemaligen Dominikanerkirchen zu Brandenburg, Neu-Ruppin oder Stralsund so ziemlich überein. Und die zweischiffige Franziskanerkirche in Angermünde gleicht der Johannis-Kirche in Neubrandenburg auf ein Haar, nur daß bei der letzteren das äußerst malerische Kloster (jetzige Armenhaus) noch erhalten geblieben ist. Übrigens haben die Franziskaner, vielleicht aus Anhänglichkeit an Assisi, vielfach auch einschiffige Kirchen gebaut, z. B. in Berlin und Prenzlau. Das sind natürlich geradezu ideale Prediger-räume, wie sie vor allem der Orden brauchte, der einen Berchtold von Regensburg zu den Seinen zählte und in dem vollstümliche Redner nie ausgestorben sind. Erst einem modernen Architekten war es vorbehalten, in dieser uralten Predigerkirche zu Prenzlau (der jetzigen Dreifaltigkeitskirche) die Kanzel so aufzustellen, daß man von ihr aus nur mit Mühe sprechen und verstanden werden kann.

Was die Kirchenbauten der Bettelmönche trotz mancher feinen Details in ihrer Ausführung in den Augen des Volkes herabdrückte, war offenbar das Fehlen des Turmes. Das empfanden die Mönche auch selbst, deshalb suchten sie den Ständer ihrer Gebetsglocke nach Möglichkeit in die Höhe zu recken, so daß er fast einem Kirchturm glich (z. B. in Brandenburg). Wo aber die Pfarrgeistlichkeit auf dem Posten war, wie in Prenzlau, da hat sie es verstanden, ihren schärfsten Neben-

¹⁾ Das wäre gar nicht so ungewöhnlich gewesen, ich erinnere an das kräftige Sprüchlein, das noch heute den Wanderer an den Stadttoren Güterbogs empfängt.

²⁾ Über die Dominikanerklöster unterrichtet die vorzügliche Inaugural-Dissertation von Gottfried Müller: Die Dominikanerklöster 1914 ohne Druckort.

buhlern in der Predigt und namentlich im Beichtstuhl, den Bettelmönchen, die Errichtung von Kirchtürmen zu untersagen. Damit waren diese von der Vollziehung sämtlicher Kasualien (Taufe, Beerdigung außerhalb ihres Klosters, Ehegelöbniß zc.) ausgeschlossen, sie hatten eben kein Geläut. Als die Reformation eingeführt wurde, sind dann diese Klosterkirchen, weil keine Gemeinde zu ihnen gehörte, meistens von der Stadt oder vom Staat als Magazine (so noch heute in Angermünde, Stralsund zc.) verwendet worden.

Diese Mönchskirchen, die sich bei uns — in Ostpreußen liegt die Sache etwas anders — recht wie störende Eindringlinge in die bereits fertige Parochialeinteilung hineinzwängten,¹⁾ haben jedoch bei dem nach ihrer Entstehung einsetzenden Umbau der Stadtkirchen vorbildlich gewirkt. Wir sagten bereits, daß durch sie der Backsteinbau erst recht in Aufnahme gekommen ist. Aber auch ihre bauliche Gestalt hatte einen durchschlagenden Erfolg: sie waren, soweit sie mehrschiffig gebaut waren, Hallenkirchen, denn sie waren ausgesprochenermaßen als Predigträume angelegt, und für die Predigt ist nun einmal eine Hallenkirche geeigneter als eine Basilika. Wenn also unsere Stadtkirchen durchweg zu Hallenkirchen umgebaut wurden, so haben wir dies den Bettelmönchen zu verdanken. Nur die alte Stadtkirche zu Penkun scheint eine Basilika gewesen zu sein, wenn Merian die Sache richtig dargestellt hat.

Die Feldkirchen der Zisterzienser dagegen waren Basiliken. Doch ich habe bereits in der Besiedelungsgeschichte darauf hingewiesen, wie gering der Einfluß anzuschlagen ist, der von diesen Nichtstuern ausging. Auch baugeschichtlich kommen sie für das ganze Gebiet kaum in Betracht, denn ihre Bauten, die sie oder fremde Baumeister hergestellt haben, lagen viel zu sehr außerhalb des Verkehrs, als daß von ihnen eine Beeinflussung hätte ausgehen können.

In ihrem Außern haben sich die Stadtkirchen im Laufe der Zeit wenig verändert, nur daß ihre Türme seit dem 17. Jahrhundert neue Spitzen erhalten haben. Die Prenzlauer haben zweimal dem Südturm der Marienkirche eine „welsche Haube“ aufgesetzt,²⁾ die beidemal durch Blitzschlag vernichtet wurde. Jetzt ist der Südturm mit einem unschönen provisorischen Dach abgedeckt, während der Nordturm ein sehr ansprechendes Renaissance-Haus, etwa um 1600 erbaut, trägt. Auch der etwas später errichtete Sakobiturm, ist eine sehr gefällig wirkende, weil harmonisch abgestimmte Holzspitze, an der die Neuzeit allerdings schon ein wenig herumgepfuscht hat. Die Anklamer haben ihrem herrlichen Nikolaiturm eine mächtige Pyramiden-Spitze gegeben, die mit Kupferplatten eingedeckt ist. Eine ähnliche, nur nicht so vornehme Spitze trägt die Kirche gleichen Namens in Pasewalk. Doch die schönsten und elegantesten Türme unserer Gegend haben unstreitig Templin und Garz a. D.

¹⁾ Auch der Stadtplan war längst festgelegt, deshalb haben sie sich meistens auf seiner Peripherie angesiedelt, wo die Gärten angingen, die ihnen eine beliebige Ausdehnung gestatteten. Gleichzeitig sicherten sie sich dadurch einen freien Verkehr nach außen über oder unter der Stadtmauer hinweg. Und durch ihre internationale Verbindungen politisch gut unterrichtet, haben sie fast immer die Partei des Stärkeren richtig gewählt und ihm nicht selten den Zugang zur Stadt ermöglicht, so in Angermünde und Prenzlau.

²⁾ Ein Bild von der Marienkirche mit der „Haube“ hängt im Altarraum von Nikolai.

im friederizianischen Zeitalter erhalten.¹⁾ Ich möchte die völlig unbefangene Art, mit der der Garzer Baumeister den alten gotischen Unterbau mit vier Giebelfeldern abschloß, wodurch er sich den Übergang zu der hübschen Laterne schuf, einfach genial nennen. Wie trostlos unbeholfen wirkt dagegen die „gotische“ Spitze, die der Marien-Turm Pasewalks im vorigen Jahrhundert erhalten hat, und wie verloren auf der viel zu großen Plattform! Angermünde hat das Glück gehabt, daß sein Kirchturm erst restauriert wurde, als unsere Baumeister schon etwas gelernt hatten; es ist ein Satteldach mit einem nach allen Regeln der Kunstgeschichte abgetreppten Giebel geworden. Nicht unerwähnt möchte ich hier die eigenartige Restauration der Marienkirche in Friedland lassen. Die dem alten Feldsteinturm aufgesetzte Turmbekrönung mit Spitze verrät namentlich von weitem ein mächtiges Wollen, aber sobald man näher hinzutritt und den vermutlich von demselben Künstler entworfenen Ost-Giebel mit seinen gleich Oblaten aufgeklebten Ornamenten in gebranntem Ton sieht, dann wird man entnüchert und erkennt, daß man es mit einem Blender zu tun hat. Genau der gleiche Eindruck wiederholt sich bei der neuen Stadtkirche in Fürstenberg, man glaubt anfänglich eine englische Kathedrale vor sich zu haben und wird erst beim Nähertreten gewahr, daß es doch nur das etwas wunderlich aufgeputzte Gotteshaus eines mecklenburgischen Landstädtchens ist. Aber großzügige Phantasie muß dieser Künstler besessen haben, denn ich nehme an, daß beide Kirchen von ihm stammen, eine Phantasie, die in gewisser Weise an die gotischen Bilder des jugendlichen Schinkel erinnert!

Über die innere Einrichtung unserer Kirchen hat kein günstiger Stern gewaltet, sie haben ihre alten Schätze meist eingebüßt und dafür vielfach ganz elenden Kitsch eingetauscht. Was mag wohl eine „Prüfersche“ Kanzel, wie sie in Woldegk und in Nikolai zu Prenzlau aufgestellt wurde, wert sein, wenn sie einmal abgebrochen wird? Ich vermute nicht viel mehr als ein altes Tafellavier. Was aber die alten Sachen wert waren, die man 1901 aus ihrer Kirche achtlos herauswarf, das haben die Woldegker erfahren, als von allen Seiten Althändler: Juden und Judengenossen, Kreter und Araber, herbeiströmten, um ihre Läden ausnahmsweise mit wirklich „echten“ Sachen zu füllen. Und sie hätten noch ganz andere Preise erzielt, wenn sie mit den Gebräuchen des Kunstmarktes besser vertraut gewesen wären. Am besten sind noch die Kirchen davongekommen, die infolge ihres mäßigen Rauminhaltes wenigstens akustisch nicht zu verderben waren, wie z. B. St. Sakobi in Prenzlau. Aber man vergleiche einmal ihre nüchterne und unkünstlichere Einrichtung, an der der Fußbodenlack-Anstrich noch das Beste ist, mit der Einrichtung, die die gleichgroße Nikolaikirche zu Friedland im 18. Jahrhundert erhalten hat! Gewiß, die Bemalung des hölzernen Tonnengewölbes ist hier etwas unruhig ausgefallen, aber wie wunderbar leicht und gefällig ist die von 4—5 Meter hohen korinthischen Säulen getragene Empore gestaltet! Die ganze geschmackvolle Einrichtung beweist eben, wie leistungsfähig das Kunsthandwerk in diesen kleinen Ländern dank dem Reichtum ihrer Fürsten stets gewesen ist. Daß es sich in dieser Kirche vorzüglich sprechen läßt, das fühlt man ohne weiteres. Wahrlich man kann es den Friedländern nicht weiter verdenken,

¹⁾ Den herrlichen Turm von Blumberg (Kreis Randow) habe ich nur vom Welfetal aus gesehen, das er beherrscht. Abgebildet bei Demcke S. 4.

daß sie diese Kirche mit ihrem Besuch bevorzugen; ihre Marienkirche wirkt dagegen wie eine öde Reithahn mit dürftiger Einrichtung, die höchstens noch von der Garzer Armut übertroffen wird oder von der durch die Öfen verräucherten Marienkirche in Anklam. Allen Geistlichen jedoch, die in ihrer mittelalterlichen Prozessionskirche noch die Emporen besitzen, kann ich nur dringend raten, daß sie sich von keinem Architekten, und wäre es der höchste Baubeamte des Staates, zu ihrem Abbruch bewegen lassen dürfen. Mögen die Emporen noch so „unzeitgemäß“ aussehen, sie allein ermöglichen das Predigen in diesen gewaltigen Räumen. Man gehe nach Bergen auf Rügen, besuche die Marienkirchen zu Stralsund oder Stargard in Pommern, um nur die nächstliegenden zu nennen, sie alle sind durch die Entfernung der Emporen für den evangelischen Gottesdienst unbrauchbar geworden. Die Architekten aber, die die Emporen abbrechen, kommen höchstens zur Einweihung in die Kirche, sie können auch beim besten Willen die ausbleibenden Kirchgänger nimmer ersetzen.

Natürlich sind mir unter den fünfzig restaurierten Stadtkirchen, die ich etwa kenne, auch etliche begegnet, die weder ihre Altertümer noch ihre Kunstik bei der Erneuerung eingebüßt haben. Eine der schönsten Wiederherstellungen ist ohnstreitig Sakobi in Stettin; sie ist im wahren Sinne eine moderne Kirche geworden und hat doch ihre Kunstschätze behalten. Neuerdings scheint überhaupt eine mehr konservative Richtung bei den Restaurationen einzusetzen, sie möchte alles Alte genau im Geiste der betreffenden Zeit wiederherstellen. Ich fürchte dadurch werden unsere Kirchen Museen, über die man dann die Inschrift setzen kann: „Laßt die Toten ihre Toten begraben“. St. Nikolai in Anklam ist dieser Gefahr nur wie durch Feuer hindurch entgangen!

Die Burgen, Schlösser und Stadtbefestigungen. Merkwürdig, daß von den vielen Stadtburgen, die doch die Landesfürsten fast in jeder Stadt besaßen, keine einzige sich erhalten hat,¹⁾ obgleich einst recht bedeutende Befestigungen sich darunter befanden, wie aus den von Riedel mitgeteilten Verpfändungsurkunden des Schlosses zu Angermünde ersichtlich ist. Wahrscheinlich beeilten sich die Städte, sobald sie infolge der chronischen Geldnot der Fürsten in den Besitz eines solchen Schlosses gelangt waren, diese Zwingburg — denn das war sie — möglichst schnell abzutragen.

Die einzige landesfürstliche Burg, von der noch größere Reste vorhanden sind, erhebt sich hoch über Stargard (M.-Str.) in einer für unser mit Unrecht verschrieenes Ostelbien geradezu idealen Landschaft, die an die thüringischen Vorberge erinnert. Es muß eine stattliche Anlage gewesen sein, bei der sogar künstlerische Bestrebungen sich geltend gemacht hatten. Das läßt die einzige von der Schloßkapelle noch übrig gebliebene Wand ahnen, die durch auf kleinen Konsolen ruhenden Bogenfriese in Ziegeltechnik zierlich gegliedert wird. Auch der Torbogen ist mit demselben Bogenfries geschmückt. Einen ähnlichen, aber sich schneidenden Bogenfries haben bekanntlich die Prämonstratenser an fast allen ihren Kirchen im Zerichower Lande angebracht; sollten etwa von dort stammende Werkleute die alte Burg Stargard

¹⁾ Vielleicht darf man die Herrenhäuser in Zehdenick und Liebenwalde als letzte Überbleibsel dieser Burgen ansprechen. Das spätgotische Schloß zu Uckermünde habe ich nicht gesehen.

gebaut haben? Der jetzige Bergfried ist ein runder, gut gemauerter Backsteinturm aus dem 15. Jahrhundert; das sich daran anschließende Amts- und Wohnhaus scheint im 17. Jahrhundert errichtet zu sein.

Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen wohl die kleine Wasserburg zu Wolfshagen und die etwas größere Ruine der Gerswalder Burg. Die größte Burg oder befestigte Schloßanlage in Privatbesitz scheint Greiffenberg gewesen zu sein. Sie bildete einen großen viereckigen Hof, der rings von Gebäuden eingeschlossen war. Das Alter der teilweise noch erhaltenen Ecktürme, die aus den Schütthäusen herausragen, ist schwer zu bestimmen; ihre oberen Teile sehen so aus, als wären sie erst im 16. oder 17. Jahrhundert erbaut, ihre Fundamente dagegen sind sehr viel älter. Die Lage dieser Burg auf einem kleinen Bergkegel inmitten von Sümpfen legt die Vermutung nahe, daß wir hier ein uraltes, wahrscheinlich schon prähistorisches Befestigungswerk vor uns haben. Das wird auch bei den anderen Burgen der Fall sein, namentlich bei den Wasserburgen, zu denen auch Stolpe a. D. gehörte. Die aus spätgotischer Zeit stammende Burg ist im vorigen Jahrhundert von einer nicht gerade geschickten Hand zu einem schloßartigen Bau erweitert worden. Von dem die Ober beherrschenden Bergfried, der eine herrliche Aussicht bietet, läßt sich als besondere Eigentümlichkeit nur melden, daß seine Fundamente nicht aus Feldsteinen, sondern aus Sandsteinen bestehen, die sicher aus Schlesien stammen.

Die ehemaligen landesfürstlichen Vogteien sind seit dem 16. Jahrhundert zu recht umfangreichen Schloßanlagen ausgebaut worden. Von dem Boitzenburger Schloß, das nach dem alten Stich (Abbildung Nr. 90) aus zwei getrennten Häusern bestand, ist nur noch das hintere erhalten. Ein stattlicher Bau mit hohen sturmfreien Fundamenten, die allem Anschein nach einmal von Wasser umspült waren. Ein einheitlicher Gedanke beherrscht den ganzen Bau und gelangt durch ihn in vollendeter Weise zum Ausdruck: das Gefühl der absoluten Sicherheit und Geborgenheit, mit dem er alle seine Bewohner erfüllen sollte. Aus derselben Zeit stammt der älteste Teil des Pentuner Schlosses, der jetzt als Wirtschaftsgebäude dient. Leider muß eine Feuersbrunst das Dach des Schlosses zerstört haben, man vermißt die bekannten Renaissance-Giebel, von denen nur noch Ansätze vorhanden sind.

Die größte Schloßanlage in unserem Gebiete bildet das Schwedter Schloß, das im Anfang des 18. Jahrhunderts an die Stelle des nach dem 30-jährigen Kriege erbauten Hauses errichtet wurde. In diesem Bau künden sich bereits die Vorzüge des späteren preussischen Barocks deutlich an, seine bei aller Nüchternheit oder bei allem Maßhalten der Formen fast ängstliche Beachtung der feingeschwungenen Linien und des Rhythmus aller seiner Bauglieder. Die Abbildung bei Bergau zeigt überdies, daß der unglückliche Giebel über dem Risalit der Hauptfront eine spätere Zutat ist, den Erbauern des Schlosses dürfte man ein solch großes „Ausderrollefallen“ auch kaum zutrauen.

Das Schwedter Schloß ist eine vollständig friedliche Anlage, bei deren Erbauung an eine mögliche Verteidigung überhaupt nicht mehr gedacht wurde. Solche Bauten waren bis dahin in unserem Gebiete nur selten aufgeführt, ich wenigstens

kenne nur zwei: das kleine Schloßchen in italienischem Stile zu Lichterfelde und das Landhaus zu Nieder-Landin, von dem das prachtvolle Portal erhalten ist (Abbildung 92). Vermutlich hat dies Portal all die stürmischen Zeiten nur deshalb so glücklich überstanden, weil es aus Sandstein ist, dies edle Material hat es sicher vor mutwilliger Zerstörung geschützt. Am Penkuner Schloß ist fast um dieselbe Zeit (nach 1550) ein ähnliches Portal angebracht, aber es ist aus zurechtgeschlagenen Ziegelsteinen gebildet, die mit Kalk in meisterhafter Weise verputzt wurden. Doch infolge des brüchigen Materials ist es nur mangelhaft erhalten, so sind z. B. die beiden Köpfe, die oberhalb der Tür rechts und links heraus schauen, abgebrochen. Der jetzige Besitzer muß keine Ahnung von dem nicht unbedeutenden kunsthistorischen Werte dieses Portals haben, er hat es von einem Maurerpolier ausbessern lassen, der die abgestoßenen Säulenfüße in Zementklöße verwandelt hat. Natürlich, wenn ein neuzeitlicher Maurer „feine“ Arbeit liefern soll, dann nimmt er Zement!

Aber in der reichen Uckermark sind doch nur wenige Schlöffer gebaut worden, im ganzen 18. Jahrhundert meines Wissens bloß drei: das Wolfshagener, das Zichower und Sukower Schloß, letzteres ist durch eine Feuersbrunst zerstört, aber das jetzige Schloß soll auf dem Fundamente des alten stehen. Das ist eine sehr auffallende Tatsache, die um so mehr überrascht, wenn man die Uckermark mit anderen Landschaften vergleicht. Ich erinnere nur an die Schloßbauten in Mecklenburg-Strelitz zu Groß-Milzow, Sponholz, Dannenwalde, Blumenow oder an die recht umfangreichen Schloßbauten im Kreise Anklam, die von Hugo Lemcke 1899 beschrieben sind. Bedenkt man, daß die genannten Landschaften zu den Gebieten gehören, wo es keine Bauerstellen mehr gab, und daß die v. Arnimsche Familie, die sich bei uns Schlöffer erbauen konnte, hauptsächlich ehemalige Klosterdörfer besitzt, in denen die Bauern längst von den Mönchen gelegt waren, so wird man die von mir in der Besiedelungsgeschichte ausgesprochene Vermutung nicht von der Hand weisen können, daß der uckermärkische Adel im allgemeinen, dank der weisen Bauernpolitik unserer Fürsten, nicht reich genug war, sich Schlöffer zu erbauen. Dazu kam noch etwas anders, seit dem Großen Kurfürsten war es ihm strengstens untersagt, in fremde Kriegsdienste zu treten; die heimischen Kriegsdienste brachten wohl große Ehren, aber sie wurden herzlich schlecht bezahlt. „Travailler pour le roi de Prusse“ mit dem Nebensinn eine notwendige, eine ehrenvolle Aufgabe sonder Lohne verrichten, ist eine Redewendung, die damals aufgefunden ist. Wie ganz anders war auch in dieser Beziehung der Adel anderwärts gestellt. In der Kirche zu Holzendorf (M.-Str.) hängt das Bild eines Demitz, der als dänischer Generalissimus auf die väterliche Scholle zurückgekehrt war und, nach seinem Gesichte zu urteilen, nicht mit leeren Händen! Vermutlich ist er auch der letzte der dortigen Demitze gewesen, der bares Geld für die Kirche übrig hatte, ihm verdankt das Gotteshaus sicherlich den entzückenden Barockaltar und das feingearbeitete schmiedeeiserne Gitter vor der Familiengruft, das einzige unseres Gebietes, das sich neben den Anklamer Schmiedearbeiten noch sehen lassen kann.

Besser als die Burgen sind die Stadtbefestigungen erhalten. Wir haben das der Mahl- und Schlachtf Feuer zu verdanken, die die Städte bis in die 70er Jahre

des vorigen Jahrhunderts erhoben und die sie zwang, ihre Steuerbezirke sorgsam abgesperrt zu halten. Bei ihrer Gründung im 13. Jahrhundert hatten die Städte zunächst Holzumwehungen (Palisaden) erhalten; die Prenzlauer Neustadt hat nie einen anderen Schutz gehabt. Erst später, im 14. Jahrhundert, erkaufte sich die Bürger von dem Landesherrn das Recht, ihr Weichbild mit einer Feldsteinmauer zu umgeben, die nachträglich von den wohlhabenderen Städten, zu denen auch Prenzlau gehörte, mit Ziegelsteinen erhöht wurde. Das war eine zweischneidige Bewilligung für den Landesherrn. Die Stadt wurde durch ihre Mauer allerdings für ihn ein gutes Verteidigungswerk, gleichzeitig aber auch ein vorzüglicher Stützpunkt für den Feind, wenn er sich ihrer bemächtigte, oder ein Bollwerk, von dem herab die steifnackigen Bürger lange der Angriffe des eigenen Landesherrn spotten konnten. Die mittelalterliche Geschichte unserer Städte ist reich an solchen Wechselfällen.

Die schützende Mauer muß den Bürgern übrigens äußerst gut bekommen sein, ihr verdanken sie es, daß ihr Wohlstand trotz der unruhigen Zeiten so mächtig emporkam. Es war daher eine Art Dankbarkeit und zugleich ein Beweis ihres künstlerischen Empfindens, daß sie im 15. Jahrhundert daran gingen, die Stadttore möglichst prächtig zu gestalten. Die herrlichen Doppeltore Neubrandenburgs, die an die Königsberger (in der Neumark) erinnernden Tore Friedlands, die Tore in Templin und Gransee sind damals entstanden. Ebenso verstanden es die Prenzlauer, neben ihre Doppeltore, die spurlos verschwunden sind,¹⁾ schmucke Türme zu stellen. Der Schwedter und der Mittelorturm²⁾ gehören unstreitig zu den formvollendetsten Bauten unserer Gegend. Doch auch der Stettiner Torturm weist bei aller Massigkeit fein abgewogene Verhältnisse auf, mit denen sich die Tortürme Pasewalks nicht entfernt vergleichen können. Überhaupt verlor sich nach und nach der Sinn für das Maß und den inneren Rhythmus, das zeigen die Tortürme von Anklam und Garz, die nur noch durch ihre Höhe imponieren wollen.

Eins jedoch verkündigen diese stattlichen Tore noch heute, daß das Bauen, und namentlich das geschmackvolle, das künstlerische Bauen, sehr viel Geld kostet. Das müssen die Städter damals im Überfluß gehabt haben, deshalb legten sie Wert darauf, daß der Fremdling gleich beim Eintritt in die Stadt einen guten Eindruck von der Macht und dem Reichtum der Bürgerschaft erhielt. Kann man es da dem Edelmann, der von seiner ärmlich ausgestatteten Burg kam, so sehr verdenken, daß er auf die prozigen Pfeffersäcke nicht gerade gut zu sprechen war? Diese wußten übrigens, daß man sie vielfach mit scheelen Augen ansah, deshalb hatten sie ihre Eingänge wohl verbarricadiert. Die Hauptbefestigung lag wie ein Pressbock vor dem Doppeltor (noch erhalten in Neubrandenburg, wenn ich nicht irre, beim Treptower Tor), dann kam das erste Tor, darauf ein leicht gekrümmter,

¹⁾ Ein gutes Bild des Stettiner-Doppeltores befindet sich im Prenzlauer Museum: ein französischer Stich, der die Kapitulation von Prenzlau darstellt.

²⁾ Neuerdings von einem Berliner Baumeister nachgeahmt, leider wie immer mit moderner Maßlosigkeit, gleich zweimal hat er den gleichen Turm auf eine Spreebücke gestellt!

von Mauern eingeschlossenen Fahrdamm und schließlich das eigentliche Stadttor.¹⁾ Das letztere vermochte keinen großen Widerstand zu leisten, wenn die beiden ersten Hindernisse überwunden waren. So hatten die Prenzlauer einen schwedischen oder kaiserlichen Rittmeister leichtsinnigerweise bis auf den inneren Fahrdamm des Schwedter Tores gelassen, dort traten ihm Bürgermeister und Oberpfarrer entgegen, um mit ihm zu verhandeln, doch der Rittmeister ließ sie mitsamt den Stadtknechten von seinen Leuten überwältigen und bemächtigte sich kurzer Hand des Haupteinganges (Sühning). Es scheint sogar, als ob die Bürger sich trotz der dreifachen Sicherung ihrer Tore gegen die Überfälle und Handstreichs eines entschlossenen Gegners nicht genug geschützt erachteten, deshalb errichteten sie noch an der Grenze der Feldmark Wachttürme, von denen aus die Wächter durch Feuersignale das Nahen eines Feindes melden sollten. Solche Türme haben sich bei Gransee und Anklam erhalten. Auch die Stadtmauer selbst erhielt nunmehr an ihren gefährdetsten Stellen Türme, in der Regel runde Ziegeltürme, mit Schießscharten, Zinnenkranz und massiver Spitze, so der sogenannte Hexenturm in Prenzlau, der Pulverturm in Neu-Ruppin und der „Kiel in de Mark“ in Pasewalk, dessen Name bereits andeutet, von welcher Seite den Pasewalkern stets die bösesten Feinde — gewöhnlich ohne vorhergehende Fehdeansage — kamen. Diese Mauertürme sind die letzten Schöpfungen des ausgehenden Mittelalters, sie setzen bereits den Gebrauch von Wallbüchsen voraus, aber noch jener gutmütigen, die nur durch Zufall trafen; gegen die Feuerwaffen des 30jährigen Krieges boten sie schon keinen Schutz mehr.

Die Städte haben nach Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer ihre Mauern nicht sofort abgetragen, sie haben sogar, längst bevor es eine staatliche Denkmalspflege gab, mit nicht unbedeutendem Kostenaufwand die Straßen um die Tortürme herumgeführt und so diese Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit in echt konservativem Sinne vor der Zerstörung geschützt. Das ist ihnen leider schlecht gelohnt worden. Die Aufsichtsbehörden haben nämlich ihrerseits die alten Stadtumwehrungen nachträglich unter ihren besonderen Schutz genommen und gestatten nicht einmal die Abtragung der völlig kunstlosen Mauer mehr. So haben wohl die Amerikaner den Panama-Kanal schneller durchstechen können, als die Prenzlauer ihre Feldsteinmauer! Ein solches Verhalten der Aufsichtsbehörden ruft nicht bloß Verstimmung hervor, es ist auch ganz und gar zweckwidrig, insofern es die heimliche Zerstörung des Hindernisses geradezu herausfordert. Die Fürstenerwerber beeilen sich jedenfalls nach Kräften, ihre Mauer zu durchlöchern, noch ehe sie zum „unantastbaren Denkmal“ erklärt wird. Ebenso machen es unsere Bauern und ländlichen Gutsbesitzer mit den Steingräbern der Vorzeit, was ganz gewiß nicht zu billigen, aber zum Teil durch die Aufsichtsbeamten selbst verschuldet ist.

Über die Bauten des 19. Jahrhunderts kann ich mich kurz fassen. Nachdem der kräftige Einfluß Schinkels, dessen Spuren man in Görlsdorf, Wolfshagen und auch hier und da in den Städten begegnet, sich erschöpft hatte, sanken unsere Hochbaumeister auf einen unglaublichen Tiefstand herab. Bedauerlicherweise sind gerade

¹⁾ Die Anlage dieser Doppeltore war überall die gleiche, z. B. das Marientor in Naumburg a. S.

in der schlimmsten Periode viele Kirchen und die meisten neueren Schlösser unseres Gebietes erbaut worden. Doch so wenig ich die verunglückten Staatsbauten: die Steuer-, die Postgebäude zc. aufzählen mag, so wenig möchte ich den Besitzern jener Nachbildungen Babelsbergs oder der alten Berliner Gardebrigadenkaserne die Freude an ihren Schlössern verleiden. Sie sind ja an diesen Bauten unschuldig, und diese werden sicher nie wieder aufgeführt werden, denn überall spürt man jetzt bei den Neubauten einen anderen Geist und ein besseres Können, und das wird sich von selber durchsetzen. Ich denke, der geschmackvolle Turm, den neuerdings die Haßleberer Kirche erhalten hat, wird das Templiner Kreisbauamt schon veranlassen, den profaischen viereckigen Backsteinturm von Friedrichswalbe, Hammelspring, Milmersdorf, Ringenwalde, Ruthenberg zc. nicht weiter zu bauen.

III.

Die Entwicklung des Kunsthandwerks.

Man darf nicht erwarten, daß in unserem Gebiete noch viele kunsthistorische Gegenstände aus der ersten Besiedelungszeit anzutreffen sind. Das einzige, was annähernd in jene Zeiten hinaufreicht, ist die Kirche selbst mit ihren Verzierungen in Granit, die jedoch nur bei eingehenderer Besichtigung bemerkt werden, denn sie heben sich in der Regel viel zu wenig ab. Mehr in die Augen springend war sicher das unter dem Traufgesims entlang laufende Sgraffiti-Band mit seinen rot oder grün gefärbten Ornamenten, von dem sich hier und da Spuren erhalten haben, die besonders bei Regenwetter wieder sichtbar werden. Am besten erhalten hat sich dieser Putzfries in Hohen-Selchow, namentlich an der West-(Turm-)Seite. Er stellt eine Ranke mit Sternen dar und ist dunkelgrün, fast schwarz gefärbt.

Auch die später errichteten Backsteinkirchen hatten bisweilen ein Sgraffiti-Band unter dem Gesims, z. B. Hohen-Güstow und die Schwarzlosterkirche (jetzige Nikolai) in Prenzlau an ihrem ältesten Teil, dem Ostchor, meistens jedoch Terrakotta-Frieße, die mit geometrischen Zeichnungen (Vierblatt u.) oder Blattornamenten geschmückt sind. Erst bei den spätesten Bauten finden sich Frieße mit figürlichem Schmuck, z. B. an dem sogenannten Brauhaus in Chorin ein jagender Hund.¹⁾ Sonst sind die Außenwände der Kirchen ganz glatt gehalten. Die Verzierungen beginnen gewöhnlich erst an den oberen Teilen, mit denen die Kirche aus den sie umgebenden Häusern herausragt. Ein deutliches Zeichen dafür, daß die Stadtkirchen stets eingebaut waren. Etwas belebt wurden die eintönigen, nur durch ein schwaches Raffgesims unterbrochenen Seitenwände durch die angebauten Kapellen.

Die kleinen Rosetten, mit denen der Nikolaiturm in Anklam geschmückt ist, halte ich für spätere Zutaten. Dagegen ist die großartige Rosette am Ostgiebel in Binnow, Kreis Angermünde, in unserem ganzen Gebiet ohnegleichen; sie bildet, ich möchte sagen, einen handgreiflichen Beweis dafür, daß diese Kirche wirklich von Pommern erbaut wurde, die von Kolbatz her ein solches Schmuckstück kannten.

Die Leibungen der Backsteinportale sind in der Regel durch mehrere gleichstarke oder bündelweis verbundene Rundstäbe abgetreppt, deren Kapitälé vielfach mit Blattornamenten geschmückt sind, in Anklam (Marienkirche), Eberswalde und Pasewalk sind die Kapitälé als menschliche Köpfe gestaltet. Die über den Portalen angebrachten Wimperge sind, wenn sie nicht aus glasierten Steinen bestehen, kaum noch erkennbar, weil die verwitterten Formsteine sich von den schmutzigen Putzflächen zu wenig abheben. Das Maßwerk der Fenster ist durchschnittlich sehr einfach, ja mager; bei den im Laufe des 15. Jahrhunderts angebauten Kapellen ist es dagegen etwas reicher gestaltet.

¹⁾ Die bemalten Traufgesimse aus Holz sind erst nach dem 30jährigen Kriege angekommen; Bemke hält das von Namin für gleichaltrig mit der Kirche, was ich trotz der altertümlichen Zeichnung bezweifeln möchte, da der jetzige Dachstuhl erst aus dem 18. Jahrhundert stammt.

Ein einfaches Blattornament ist oft die einzige Verzierung an den Kapitälern der Pfeiler und an den Konsolen, auf denen die Dienste ruhen, häufig fehlt jedoch jede Verzierung daran, wie auch die Schlußsteine der Gewölbe runde, mit einem Loch für das Seil des Kronleuchters durchbohrte Steine sind, nur in den Kreuzgängen und Wohnräumen der Klöster sind sie mit reichem Blätter Schmuck versehen. Diese schlichte Gestaltung der architektonischen Glieder legt die Vermutung nahe, daß sie von Anfang an bestimmt waren, durch entsprechende Malereien abgehoben zu werden; in der That waren die Gewölbekappen und Gurtbänder stets reich bemalt, wie auch die Innenwände der Kirchen abgetönt und nicht selten mit Fresken geschmückt waren.

Als es am Ausgang des 15. Jahrhunderts Sitte wurde, die Kapitäle und Konsolen mit figürlichem Schmuck auszustatten, fehlte es bei uns an geschickten Modellierern, die im Stande waren, einen menschlichen Kopf zu gestalten, so entstanden die furchtbaren, maskenartigen Fratzen in der Margaretenkapelle¹⁾ zu Prenzlaw; etwas besser sind die Köpfe in dem Chorraum zu Angermünde ausgefallen.

Auch die Glockengießer, die um dieselbe Zeit die großen Taufkessel in Angermünde, in Marien und Jakobi zu Prenzlaw gegossen haben, mühten sich vergeblich ab, freistehende menschliche Gestalten zu bilden, während ihnen die Ritzzeichnungen der Heiligen, mit denen sie die Wände der Taufkessel schmückten, weit besser gelangen, denn solche Ritzarbeiten waren ihnen von den Glocken her vertraut. Der bronzene Taufkessel in Klein-Muß ist wohl der letzte Versuch (um 1600), den ein Glockengießer in unserer Gegend gemacht hat, sich als bildender Künstler zu erweisen; angesichts seines Werkes müssen wir Gott danken, daß dieser Versuch nicht wiederholt wurde! Die hier und da in den Landkirchen noch vorhandenen Steintausen (z. B. in Blindow) mögen zum Teil alt sein, haben aber wenig Kunstwert. Die einzige, sicher auch die älteste Steintaufe, die kunsthistorisch von Bedeutung ist, befindet sich in Neekka (M.-Str.). Sie stammt wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert und steht noch an ihrer alten Stelle, nämlich im Turmminnern links vom Westportal. Auf ihrer kelchartigen Wandung sind 5—6 Köpfe von Heiligen eingeritzt, um den Rand zieht sich eine bandartige Kante, der Holz(?)deckel fehlt, nur die eisernen Scharniere, in denen er einhing, sind noch da. Die Taufe ist sicher von den Mönchen aus Stolpe gestiftet, vielleicht sogar von ihnen angefertigt. Neekka gehörte nämlich, wie Dietikow, Kr. Prenzlaw, dem Kloster Stolpe an der Peene. Beide Kirchen sind, wie ich schon sagte, von den gleichen Steinmeßern erbaut, Neekka jedoch wurde im 30jährigen Kriege gründlicher zerstört als Dietikow.

Von den Restauratoren des vorigen Jahrhunderts sind die Malereien, mit denen die Wände unserer Stadtkirchen bedeckt waren, nicht weiter beachtet, vielleicht sogar absichtlich zerstört worden, weil diese Herren, unter dem Bann einer Architekten-Fiktion stehend, nur die kahlen Wände sprechen lassen wollten. Wo sie mit ihren Abschabereien nicht hingekommen sind, entdeckt man jetzt unter der vorsichtig entfernten Kalkkrünte die alten Bilder und die warmen Wand-Farben, so

¹⁾ Der figürliche Schmuck des Kämpfers an dem jetzt zugemauerten Portal, das in die Marienkirche führte, stammt wahrscheinlich noch aus der alten Margaretenkapelle; es stellt einen Jäger auf der Oberjagd zc. in Halbr relief dar und ist eine vortreffliche Arbeit.

in Chorin und in St. Nikolai zu Anklam. Daß auch unsere Dorfkirchen einst ausgemalt waren, hatte ich in der Besiedelungs-Geschichte als höchst wahrscheinlich erklärt. Nachträglich habe ich gehört, daß man in Dedelow, Grambow, Menkin u. c. Spuren einer einstigen Bemalung der Wände bloßgelegt hat, ja daß in Dargitz, Kreis Uckermünde, alte Bilder wieder zum Vorschein gekommen sind. Herr Rektor Hantke, der eine sehr lesenswerte Beschreibung des Kreises Uckermünde (Pasewalk 1914) gegeben hat, war so liebenswürdig, mir die von ihm angefertigten Photographien zu Gebote zu stellen (Abbildung 40—43).

Von den Dargitzer Bildern sind die beiden in der Süd-Ostecke, den heiligen Christophorus und die Kreuzigung darstellend, ohne jede Schwierigkeit klar zu bestimmen. Es sind jedenfalls nach Holzschnitten ins Große übertragene und farbig ausgeführte Zeichnungen. Alles auf ihnen, die Gestalten selbst, die innere seelische Bewegung der Gesichter und die im Hintergrund erscheinenden Bäume, die die Landschaft andeuten sollen, atmen den Geist des anbrechenden 16. Jahrhunderts. Die Darstellung des Heiligen läßt nämlich vermuten, daß diese Bilder noch vor Einführung der Reformation, also im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, ausgeführt wurden, denn nach ihr hätte man schwerlich noch den heiligen Christophorus gemalt. Schwieriger sind die übrigen Bilder zeitgeschichtlich einzuordnen. Ihre rohe Ausführung läßt sie auf den ersten Blick viel älter erscheinen, als sie tatsächlich sind. Sie stellen einige schematisch aufgefaßte Heiligengestalten dar, von denen die auf der Ostwand befindlichen durch die später angebrachte Empore verdeckt sind, die Geburt Christi, eine Verherrlichung des eucharistischen Opfers, von der ich keine Abbildung besitze, und das jüngste Gericht, dessen linke Seite, die Krönung der Seligen, von der im 17. Jahrhundert aufgestellten Kanzel verdeckt worden ist. Aber auch diese Bilder können kaum vor 1510 ausgeführt sein, denn das jüngste Gericht ist eine unbeholfene Nachahmung einer Zeichnung Dürers (aus seiner Kleinen Passion). Die Dürersche Darstellung war nicht bloß ungemein verbreitet, sie scheint auch frühzeitig als Wanddekoration benutzt zu sein. Als solche erscheint sie auf dem berühmten Westfälischen Hochzeitssteppich von 1548, der jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin aufbewahrt wird und der irgendwie mit den Hohenzollern (die Musikanten tragen ihr Wappen) zusammenhängt. Das jüngste Gericht bildet darauf den Wandschmuck des Hochzeitssaales oberhalb (gerade wie in Dargitz) eines Vorhanges (Näheres über den Teppich bringt Falke in „Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen“ 1915 Nr. 7). Somit bestätigen die Dargitzer Bilder meine schon in der Besiedelungs-Geschichte ausgesprochene Vermutung, daß die bildlichen Darstellungen unserer Altäre usw. von den damaligen Holz- und Kupferstichen angeregt, ja bewußt entlehnt sind.

Ähnlich, wenn auch vielleicht nicht immer so reich, waren sicher alle unsere Dorfkirchen einst ausgemalt, und sie blieben dieser farbenfrohen Überlieferung bis ins 18. Jahrhundert treu. Zu den wenigen Resten einer früheren Bemalung, die ich in der Besiedelungs-Geschichte aufgeführt habe, möchte ich noch Hohen-Selchow (Kreis Randow) hinzufügen. Dort findet sich an der Decke des Chorraumes ein äußerst wirksames Blattmuster in Blaugrau auf hellem Untergrund aus dem 18. Jahrhundert.

Unsere Stadtkirchen waren selbstverständlich ganz und gar ausgemalt, besonders wurden seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts die Gewölbekappen mit den köstlichsten Blatt- und Blumenornamenten: Distelköpfen, Ahorn- und Weinblättern u. geschnückt, die Gewölberippen waren als tragende Stiele dieses Blattwerkes behandelt. Reichliche Spuren dieser einstigen Bemalung finden sich in all den Kirchen, die das Glück hatten, nicht in die Hände jener Restauratoren aus der Schule Violet-le-Duc's zu fallen, ich nenne nur die beiden Nikolaikirchen zu Anklam und Stralsund, in denen die einstige Bemalung zum Teil wiederhergestellt worden ist.

Am reichsten waren natürlich die Rathäuser, z. B. die gotischen Gewölbe in Prenzlau, die Klosterkirchen und Klosterräume mit Bildern ausgestattet, wie man in Chorin sehen kann, aber auch im Refektorium des Dominikanerklosters zu Prenzlau sind spätgotische Wandmalereien (z. B. Christus am Kreuz mit Maria und Johannes) zum Vorschein gekommen. Die bei Basiliken so mächtigen Wandflächen der älteren Klosterkirchen bildeten in der Regel die reinen Bilderbibeln. Ob auch die Bettelmönche ihren Kirchen einen gleich reichen Schmuck gegeben hatten, erscheint mir dagegen fraglich.

Neuerdings hat man den Versuch gemacht, die Klosterkirche zu Bergen auf Rügen in der alten Weise wieder auszumalen. Das ist sicher ganz verkehrt, denn dem modernen Menschen fehlt die naive Schöpfungskraft, die allein ein solches buntes Durcheinander von Figuren erträglich macht, und andererseits hat eine das Schriftwort lesende und verstehende Gemeinde auch eine solche Versinnlichung der heiligen Geschichten und Gesichter nicht mehr nötig. Wo man daher in Bergen die alten Malereien nicht bloß auffrischen konnte, sondern etwas Neues in der Weise des Mittelalters schaffen wollte oder mußte, da versagte der Wiederhersteller vollständig, da blieb ihm nichts weiter übrig, als die Wände mit den nicht gerade tief sinnigen Einfällen eines mittelmäßigen Zeichners zu bedecken.

Zu den farbigen Wänden gehörten natürlich auch bunte Glasfenster, aber auch davon hat sich in unserem Gebiete so gut wie nichts erhalten. Nur vereinzelt trifft man noch ein Paar Scheiben mit adligen Wappen, die bis ins 17. Jahrhundert reichen. Die beiden schönsten Scheiben sind in Ribbeck, Kreis Templin,¹⁾ zu sehen. Es sind offenbar Bildnisse eines Ritters und seiner Frau (wahrscheinlich aus der v. Barstorf'schen Familie, der bis 1598 Ribbeck gehörte). Mit Schwarzlot auf gelbem Grunde sehr sauber und scharf ausgeführt, wirken die beiden Bilder, etwa 30 × 40 Zentimeter groß, wie aufgelebte Kupferstiche. Namentlich das Porträt der Frau, die vor einem großen Kreuzifixus steht, macht einen äußerst lebenswahren Eindruck. Die Bilder, im feinsten Renaissancestil gehalten, sind 1582 angefertigt. Vom Adel übernahmen die Bürger und Bauern diese Sitte, auch sie ließen im 17. und 18. Jahrhundert die Bilder ihrer verstorbenen Angehörigen auf Glas scheiben anbringen und in die Kirchenfenster setzen. Das sind selbstverständlich keine richtigen Porträts, sondern duzendweis hergestellte Figuren mit unterschied-

¹⁾ Die alte Feldsteinkirche hat erst 1742 einen Turm erhalten, den ein sehr elegantes Kuppeldach zierte, das leider, wie in Beenz bei Prenzlau, neuerdings mit Zinkblech bekleidet wurde.

lichen Attributen ihres Standes, die bloß durch die beigelegten Namen einen persönlichen Charakter erhielten. Trotzdem sollten die Kirchenvorsteher darauf achten, daß diese Scheiben sorgsam behandelt und bei etwaiger Neuverglasung der Fenster wieder richtig eingesetzt werden.¹⁾ Sie sind sicher wertvoller als das beste „Kathedralglas“ und häufig die letzte sichtbare Spur dafür, daß einst wirkliche Bauern das Dorf bewohnt haben.

Betrachtet man die Wandbilder von Dargitz genauer, so wird man überrascht sein, welche weihevollere Stimmung trotz der unbeholfenen, ja rohen Ausführung über der heiligen Nacht ausgebreitet liegt, und wie der hohe Ernst des Weltenrichters aus der Dürerschen Zeichnung bewahrt ist, daß selbst die gesteigerte Komik der Teufelgestalten im Rachen der Hölle, die ihren Schlund weit aufreißt, dem gemessenen Gesamteindruck kaum Abbruch tut; überdies wissen wir ja, daß das Mittelalter, bei allem Grauen vor dem Teufel, doch den Vater der Lüge gern humoristisch als den dummen und schließlich geprellten Teufel darzustellen pflegte. Beide Szenen, Geburt und Gericht, waren dem damaligen Denken vollständig durchsichtig, sie waren den einfachsten Leuten daher menschlich vertraut und Bestandteile ihres Lebens und ihrer Phantasie geworden. Ganz anders verhielt es sich mit den eigentlichen Trägern der christlichen Lehre, mit den Heiligen, so blutleer, so steiflebern wie sie auf der Kirchenwand in Dargitz gemalt sind, genau so erscheinen sie uns auf allen Klappaltären des Mittelalters wieder. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die christliche Lehre — auch wenn wir von ihren dogmatischen Spitzfindigkeiten ganz absehen — Jahrhunderte lang dem deutschen Volke ein Buch mit sieben Siegeln war und blieb. Das Volk stand ihr daher wesenfremd und verständnislos gegenüber und nur, wo sich in der christlichen Predigt allgemein menschliche Züge und volkstümlich verständliche Gedanken fanden, bemächtigte es sich ihrer und spann sie dichtend, malend und bildnerisch schaffend weiter aus. Naturgemäß waren das häufig nebensächliche Beiwerke, nicht selten sogar die allerjüngsten Bestandteile der christlichen Ueberlieferung. Es ist hier jedoch nicht der Ort, eingehender darzulegen, woher es gekommen ist, daß das Mittelalter Christus hauptsächlich als Weltrichter auffaßte und die gottmenschliche Vermittlung, ja die ganze Erlösung, der Maria übertrug. Tatsache ist nur, daß im Kolonialland — vielleicht dank dem rührigen Einfluß der Zisterzienser, die von Hause aus begeisterte Vertreter des romanischen Mariendienstes waren — das Christentum niemals unter einer anderen Gestalt verkündigt und verbreitet worden ist, als unter der eines unbedingten, eines schlechthinigen Mariendienstes.

Nunmehr werden wir verstehen, daß alle älteren Altäre, soweit sie noch in unseren Kirchen erhalten sind, Marienaltäre sind, ja daß wir einen anderen kaum erwarten dürfen. Weiter werden wir verstehen, daß sich eine individuelle Auffassung, eine künstlerische Umgestaltung, nur bei der Maria vollziehen konnte; sie allein lebte und beschäftigte die Phantasie des Holzschnitzers, während die Apostel- und Heiligen-Gestalten einfach der Ueberlieferung gemäß mit größerem oder geringerem Geschick nachgebildet wurden. Sie waren gleichsam eiserne Inventurstücke, die, wie die Artikel des christlichen Glaubens, von einer Generation der andern unverändert weiter gegeben

¹⁾ In Petershagen, Kreis Randow, hat man diese Bildchen verkehrt eingesetzt.

wurden. Später, als der offiziellen Kirche zum Trotz, durch die Waldenser-Prediger, durch die Bemühungen der Straßburger Theologenschule und auch durch die Bettelmönche, die evangelischen Geschichten dem Volke geläufiger geworden waren und in Holzschnitten oder Kupferdrucken verbreitet wurden, da verdrängten Darstellungen aus dem Leben Jesu allmählich die himmlischen Heerscharen von heiligen Männern und Frauen, aber Maria behauptete gleichwohl ihre zentrale Stellung auf dem Altar. Bei uns sind diese neuen Altäre erst nach 1500 nachweisbar.

Der mittelalterliche Altar besteht aus einer großen Holzwand, die etwas breiter gehalten ist als der darunter befindliche Tisch. Der untere Teil dicht über dem Tisch,¹⁾ Predella genannt, bildet in der Regel eine Nische, in der verschiedene Heilige aufgestellt sind (Abb. Nr. 25, 29—30), rechts und links sind bemalte Konsolen (Abb. Nr. 31), die die Rückwand des Altars tragen helfen. Die Rückwand besteht aus drei Teilen, der mittlere Teil hat die halbe Breite, die beiden Seitenteile je ein Viertel der ganzen Wand. Die beiden Seitenteile hängen in Charnieren, können mithin wie Flügel auf- und zugeklappt werden. Daher heißen diese Altäre Klapp- oder Flügelaltäre. Wenn sie zugeklappt werden, ist das Gnadenbild, gewöhnlich Maria mit zwei Heiligen oder auch Maria allein (Nr. 29, 30), wie in einem Schreine verschlossen. Die Rückseite der Flügel ist durchweg bemalt, meistens mit Szenen aus der Leidensgeschichte, bisweilen auch mit einer Heiligen-Legende. Die Vorderseite, also aufgeklappt, ist mit plastischen Figuren geschmückt. Bei ganz armen Kirchen — auf dem Lande²⁾ — findet man halbseitig geschnitzte Figuren, die mit Holznägeln auf der Rückwand befestigt sind, sonst werden ganzseitig geschnitzte Figuren bevorzugt, die lose in ihren Nischen stehen. Die Figuren selbst, bei uns immer aus Holz geschnitzt, sind meistens reich vergoldet, die Gesichter leicht abgetönt, ebenso die Gewänder. Unter dem Golde liegt eine Kreideschicht, die die Holzmaser verdecken und gleichzeitig den Holzblock der Einwirkung der Witterung entziehen soll.³⁾ Auch die Rückwand, vor der die Figuren stehen, ist vielfach vergoldet und nicht selten mit einem damaszierten Teppichmuster bedeckt. Die Figuren auf den Seitenklappen sind in horizontalen Reihen übereinander gruppiert, jede Reihe wird durch filigranartig ausgesägte und geschnitzte Frieße eingefasst, die immer vergoldet sind. Über jeder Nische erhebt sich ein ähnlich gearbeiteter Baldachin (Nr. 25—31). Auf der Rückwand steht als krönender Abschluß ein Kreuzifixus, der etwa $\frac{3}{5}$ der Höhe des eigentlichen Schreines mißt, rechts und links von ihm Maria und Johannes, die kleiner sind als die Figuren des Mittelfeldes, aber größer als die der Seitennischen. Bei den reicheren Stadtkirchen in Prenzlau und Anklam sind über der Altarwand noch herrliche, vergoldete Spitz- oder Kielbogen mit reichem Fialenschmuck angebracht.

Im allgemeinen haben sich die Bildschnitzer unseres Gebietes so sklavisch an ihre Modelle gehalten, daß sie selbst deren gedrehte Untersätze nachbildeten; eine Figur steht neben der anderen ohne inneren und äußeren Verband, nur nach der Größe

¹⁾ Es handelt sich bei uns nur um den vortridentinischen Altar, der jetzige katholische Altar ist etwas anders angeordnet!

²⁾ B. Jakobshagen, Steinhöfel, Bredenfelde (M.-St.), Hinrichshagen zc.

³⁾ Das ist vorzüglich gelungen, nur wo diese Schicht verlegt wurde, ist der darunter liegende Holzblock geplagt.

geordnet und wie aus der Schachtel genommen (Abbildung 25. 27). Eine innere Verbindung wird bisweilen angestrebt (Nr. 29, 31), bleibt aber bei dieser schichtweisen Aufstellung und Anordnung ein vergebliches Unterfangen, wie man bei dem schönsten dieser Altäre, bei dem Marienaltar in Prenzlau, beobachten kann. Bei ihm hat man wenigstens Maria von ihrer steifen Begleitung befreit und sie mit schwebenden Engeln umgeben, die Weihrauchbecken schwingen, was auch in Niederlandin (Nr. 28) und in Klinkow wiederkehrt. Ganz besonders reizvoll ist auf dem Prenzlauer Altar die in der Predella angebrachte Anbetung der drei Könige, eine Gruppe mit köstlich realistischen Gestalten! Unter ihnen hebt sich der im Vordergrund knieende Mann ab, dessen Gesichtszüge durch die innerlichste Ergriffenheit, mit der er das göttliche Kind anbetet, veredelt werden. Die Lübecker Schnitzer, die dies Werk geschaffen haben, erweisen sich in ihm als echte Vertreter der deutschen Kunst, die ja stets den seelischen Ausdruck der äußeren Leibes Schönheit vorgezogen hat. In dieser Gruppe lebt etwas von dem Geiste der niederländischen und oberdeutschen Maler, etwas von ihrer Freude an der farbenreichen Welt und ihren seltsamen Gebilden (Neger und Kamele), aber auch etwas von ihrer tiefen, wahren Frömmigkeit. Wir können uns denken, wie diese Gruppe auf die Bildschnitzer Prenzlaus gewirkt haben muß. Das war einmal frisches Leben, das sie aus ihren bisherigen Vorlagen nicht kennen gelernt hatten. Die Gruppe wurde von ihnen sofort nachgeahmt und, wie mir scheint, nachträglich an dem Güstower Altar angebracht. Ich will die Kopie nicht weiter schlecht machen, ich sage nur: der Prenzlauer hatte seine Kraft und sein Können bedeutend überschätzt.

Ein weiterer Schritt in der Emanzipation von der alten abgedroschenen Vorlage bestand darin, daß man anstelle der steifen Heiligengestalten auf den Flügeln Vorgänge aus dem Leben Jesu in Reliefschnitzereien anbrachte: in Klinkow, Rittgarten (Nr. 26) und Briest (Nr. 31); der große Altar in der Marienkirche zu Anklam (eine durchaus handwerksmäßige Arbeit) hat elf solcher Schnitzbilder! Auf dem für Schönwerder angefertigten Altar, der etwa 50—60 Jahre später mit einer Renaissance-Umrahmung versehen wurde (Nr. 33), setzte man die Beweinung Christi in das Mittelfeld. Noch weiter ist man in Bredenfelde (M.-Str.) gegangen,¹⁾ dort nimmt der Gekreuzigte die Stelle ein, die sonst Maria inne hatte, unter ihm stehen Maria und Johannes.

Nun muß von vornherein zugegeben werden, daß die von der kirchlichen Behörde vielleicht vorgeschriebene Form des Klappaltars dem künstlerischen Schaffungs- triebe viel zu geringe Bewegungsfreiheit ließ, als daß wir wirkliche Kunstwerke erwarten könnten. Alles, was die Holzschnitzer an persönlichem Gefühl und Können besaßen, konnten sie eigentlich nur bei den Gestalten oberhalb des Altars, bei dem

¹⁾ Der Altar hat leider in der Neuzeit eine Bekrönung im Jugendstil erhalten. Es ist möglich, daß die jetzige Mittelgruppe ursprünglich oberhalb des Schreines stand und erst in protestantischer Zeit in das Mittelfeld gestellt wurde (die Schnitzarbeit an diesen Figuren ist bedeutend besser als die der Flügel). Eine Mutter-Gottes trägt jetzt die einfache Renaissance-Kanzel. Bredenfelde gehört mit Warbende zu den besseren Feldsteinkirchen der dortigen Gegend und hat 1901 einen ansprechenden massiven Turm mit Satteldach erhalten.

Gekreuzigten, bei Johannes und Maria zum Ausdruck bringen. Und da haben sie tatsächlich ganz vortreffliche Gestalten geschaffen,¹⁾ — die leider auf den Photographien wenig erkennbar werden, weil sie zu grell von den Ostfenstern beleuchtet sind. Ganz natürlich, solange es eine deutsche Kunst gibt, hat sie sich abgemüht, gerade diese drei Schmerzgebeugten Gestalten bildlich darzustellen. Man denke nur an die berühmte Kreuzigungsgruppe des Halberstädter Doms, die dem großen Kehraus bei der Restauration glücklich entgangen ist, an die Kreuzigungsgruppe in Wechselburg und Naumburg a. S. Nicht um sie mit diesen anerkannten Meisterwerken zu vergleichen, sondern nur um zu zeigen, daß diese Gruppe die Künstler bis zum Ausgang des Mittelalters immer wieder zu Neuschöpfungen angeregt hat, weise ich hier auf die meiner Abhandlung vorgesezte Kreuzigungsgruppe aus Vietmannsdorf. Wer von der äußeren, etwas ungelentken Form der Gestalten absehen kann, wird den tiefergreifenden Vortrag seelischen Schmerzes in den drei Gesichtern wohl zu würdigen wissen. Die steife Behandlung der Gewandfalten ist zum Teil durch das Hartholz (Eiche) verschuldet, das die norddeutschen Schnitzer bevorzugten, während die Süddeutschen durch Verwendung des weichen Lindenhholzes einen weit flüssigeren und gefälligeren Faltenwurf erzielten.

Aber dies alles zugegeben, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß wir hier in der Uckermark nur gute Handwerkerleistungen antreffen, die in dem allgemein üblichen Geleise beharren. Ein solch entzückender Altar, wie in Lindow (M.-Str.), ist bei uns einfach nicht zu finden. In seiner Mitte thront auch Maria, die strahlende Himmelskönigin, rechts von ihr sitzt ein König, links kniet ein junger Ritter. Nun weiß ich nicht, ist hier irgend eine Legende illustriert oder hat man den Altar errichtet, als der junge Herr des Dorfes den Ritterschlag erhalten hatte? Jedenfalls sind wir damit von der durch ihre ewige Wiederholung geradezu blöde wirkenden Mariendarstellung erlöst: der Refrain irgend einer Ballade klingt wie aus der Ferne zu uns herüber, durch den der wirklich äußerst fein gearbeitete Altar mit seinen höchst zierlichen Figürchen, in ein verklärendes Licht gerückt wird.²⁾ Von dem kleinen Altar, die Nachkommenschaft Jesses darstellend, in der Marienkirche zu Anklam will ich hier gar nicht reden; er ist wohl in unserer ganzen Gegend das köstlichste Vermächtnis des zu Ende gehenden Mittelalters. Sein Mittelfeld nimmt die heilige Anna Selbdritt ein, rechts und links zwei andere heilige Frauen, von kleinen Kindern umgeben, alle angetan mit ihrem feinsten, etwas knittrigen Sonntagsstaat, im Hintergrund verschiedene Männergestalten in der reichen Tracht der damaligen Bürger. Die Gruppe ist vielleicht nicht ganz übersichtlich geordnet, aber immer noch besser gestellt, als so manches Familien-Gruppenbild der Neuzeit. Doch um das prächtige Sineinander von Gold und farbigen Gewändern, von holdseligen Kindern und lieblichen Frauengesichtern zu schildern, müßte man die Feder Gottfried Kellers besitzen, er allein wäre imstande gewesen, zu diesem Altarschrein uns die passende „Legende“ zu schreiben.

¹⁾ Der schönste Kreuzstizus hängt in Chorinchen.

²⁾ In der Predella ist eine verschließbare Nische angebracht, in der ein Bild des dorngekrönten Heilands (das Schweißtuch der Veronika?) zu sehen ist, das wahrscheinlich nur in der Passionszeit den Gläubigen gezeigt wurde.

Über die Malereien an unseren Flügelaltären brauchen wir kein Wort zu verlieren: es sind durchweg gute Handwerkerarbeiten, die aber bei uns stets als Nebenwerk wenig beachtet und geachtet wurden, insolgedessen sind sie vielfach verkommen und verdorben (wie Nr. 30 zeigt). In anderen Gegenden findet man Flügelaltäre, die nur mit Malereien ohne Bildwerk geschmückt sind (St. Nikolai zu Stralsund). Zu diesen Altarbildern gehören bekanntlich die berühmtesten Meisterwerke der mittelalterlichen Kunst, ich erinnere an Hans Memlings Jüngstes Gericht zu Danzig und die Altarbilder van Eycks in Berlin, Dresden, Gent u. Bei uns verdienen allein die Heiligen-Gestalten auf der Rückseite des Marienaltars zu Prenzlau eine besondere Erwähnung, sie sind in der peinlich sauberen Technik ausgeführt, die noch lange den Vorzug und den Stolz der deutschen Malerei bilden sollte.

Haben die Klappaltäre auf dem Lande auch keinen unschätzbaren Kunstwert, so verdienen sie es trotzdem, daß sie vor mutwilliger Zerstörung sorgfältig geschützt werden. Es darf wirklich nicht länger dem Belieben des Pfarrers überlassen sein, ob er diese ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit erhalten oder zerstören will, indem er sich vielleicht, wie einstmals der berühmte Pfaffe von Kahlenberg, die Stube damit heizt, oder ihre Figuren, die „Puppen“, den Dorfkindern zum Spielzeug ausliefert. Letzteres ist in unseren Tagen zu Stendell geschehen! Ja, der prächtige Altar zu Passow (Nr. 29—30) ist der Zerstörungswut dieses Vandalen nur dadurch entgangen, daß der Patron der Kirche sich verbat, die fromme Stiftung seiner Ahnen anzutasten. Aber der dortige schöne Taufengel ist dem Zerstörer doch zum Opfer gefallen; einer der Kirchenältesten hat ihn, nicht ohne Gewissensbisse dabei zu empfinden, in den Ofen gesteckt. Derselbe Pfarrer hatte vorher in Pinnow, Kreis Randow, das mit Bildern geschmückte Altarblatt mit Fußbodenlack überziehen lassen und wäre er nicht versetzt worden, so hätte er auch an den reichen Kunstschätzen in Hohen-Selchow sein Mütchen gefühlt!¹⁾ Ich sage, das darf in Zukunft nicht mehr vorkommen. Hier müßten die Denkmalspfleger einsetzen und vor allem die Konfistorien. Aber nicht etwa mit den berühmten „Lagerbüchern“, die entweder gar nicht geführt werden, oder jeden neugekauften Besen enthalten, sondern damit, daß über die Kunstgegenstände, wie über die Wertpapiere, ein genaues Verzeichnis, womöglich mit photographischen Darstellungen, angelegt wird, das bei jeder Visitation, bei jedem Pfarrwechsel auf seine Richtigkeit hin geprüft wird. Geschieht das nicht, geschieht das nicht bald, dann haben wir — wie die Dinge nun einmal liegen — in fünfzig Jahren nur noch den elendesten Fichtelberger Kram der Paramentenhändler in unseren Kirchen. Denn das Stendeller Beispiel ist nur ein besonders krasser Fall unter den vielen, die ich aufzählen könnte. Solange unsere Kandidaten nicht in der kirchlichen Kunstgeschichte geprüft werden, wird von hundert kaum einer die auf jeder Hochschule gebotene Gelegenheit wahrnehmen, sich Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erwerben.

¹⁾ Dieser Herr hat es gewagt, mit einem Gramzower Maurermeister die alte Feldsteinkirche in Stendell „gotisch“ umzubauen! Ich habe wohl noch nie so herzlich gelacht, als beim Anblick dieses Machwerks, das augenscheinlich so angelegt ist, daß es der Kirchenkasse sehr viel Geld kosten mußte.

Es war kein Zufall, daß nach Einführung der Reformation auch bei uns in Norddeutschland die neue Kunst der Renaissance ihren Siegeslauf begann. Im Gegenteil, Renaissance und Reformation sind gewissermaßen Geschwister, die sich beide mit Bewußtsein gegen ihre Mutter, das Mittelalter, auflehnen. Oft haben sie sich mit einander verbündet und in gewalttätigem Ansturm die mittelalterliche Kirchenlehre und die mittelalterliche Kunst bekämpft und zerschlagen. Bei uns ist es allerdings zu keinen bilderzerstörenden Auftritten gekommen, denn mit Ausnahme der Hansestädte und einiger größerer Stadtgemeinden war die Reformation im Koloniallande keine eigentliche Volksbewegung. Am allerwenigsten war sie das in der Mark Brandenburg. Der Kurfürst, der sie bei uns einführte, träumte in unklarer Weise noch lange von einer Staatskirche unter der geistlichen Oberhoheit des Papstes, deshalb wollte er namentlich in den Landkirchen alles — wenn irgend möglich — im alten Zuschnitt und Zustand belassen. Trotzdem war die innere Macht der Dinge stärker als der Wunsch des Fürsten. Die neue Form des Gottesdienstes verlangte eine Kanzel, die es bis dahin in den wenigsten Kirchen gab, verlangte auch ein festes Gestühl. Das alles wurde nun, wenn es bestellt wurde, im Renaissancestil angefertigt, denn die Tischler kannten keine anderen Vorlagen mehr. Bei dem ältesten Gestühl, das sich in unserer Gegend erhalten hat, bei dem prachtvollen Ratsgestühl in Ückermünde (abgebildet bei Hantke, Der Kreis Ückermünde. S. 50), sieht man deutlich, wie die alte überlieferte Form der Gotik noch mit der neuen Kunst der Renaissance ringt, wie aber die letztere doch schließlich die Oberhand gewonnen hat. Letzteres ist überall der Fall, wo wir sonst noch Gestühl oder Emporen von der ersten Einrichtung her antreffen, z. B. in Dedelow (Abb. Nr. 75), Raakstedt oder in Menkin (Nr. 66, 77). Für die Kanzel scheint bei uns ein gotisches Vorbild überhaupt nicht vorhanden gewesen zu sein. Deshalb sind unsere ältesten Kanzeln Renaissancekanzeln. Viele Gemeinden haben offenbar keinen Anstoß genommen, dicht neben dem gotischen Klappaltar eine Renaissancekanzeln zu setzen, z. B. Briest (Bild Nr. 31 und 68), Klinkow, Lindow (M.-Str.), Neubrandenburg (Johannis-Kirche) oder Niederlandin. Manche ließen ihren alten Klappaltar wenigstens zeitgemäß umarbeiten, so Blumenow (M.-Str.),¹⁾ Dedelow (Nr. 52), Schmiedeberg (Nr. 27) oder Schönwerder (Nr. 53); die meisten jedoch zogen vor, gleich ganze Arbeit zu verrichten: sie ließen mit dem neuen Gestühl und mit der neuen Kanzel auch einen neuen Altar im Renaissancestil anfertigen. Letzteres geschah wohl hauptsächlich wegen des Anstoßes, den nicht bloß der Pfarrer, sondern auch der Patron und die Gemeinde an der Mariendarstellung nahmen.

Außerlich betrachtet ist der Unterschied zwischen einem gotischen Flügelaltar und einem Renaissancealtar ganz gewaltig. Der eine ist wie ein Niesebuch, das hinter dem Altar aufgeschlagen liegt; der Reichtum der darzustellenden Gestalten

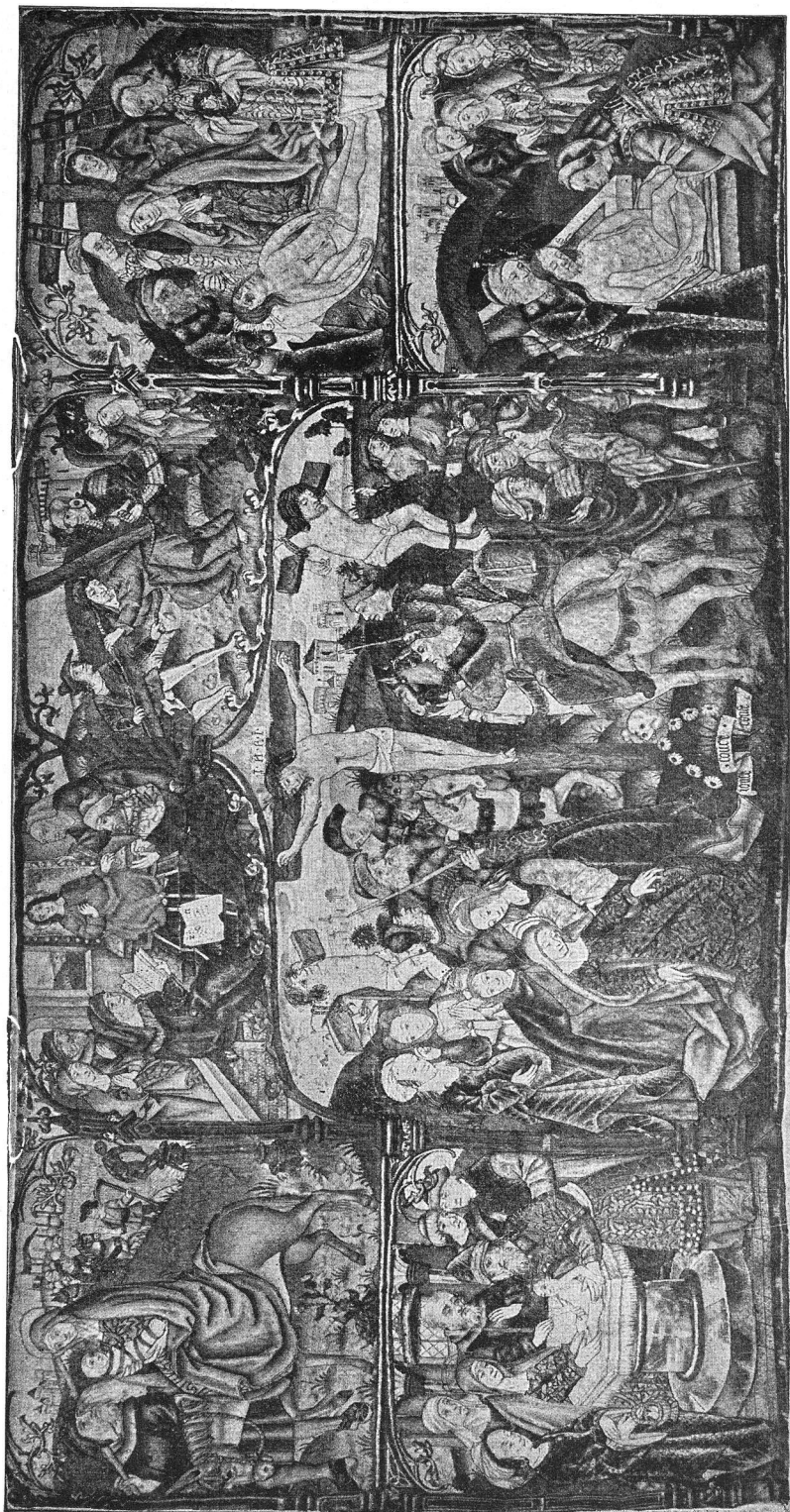
¹⁾ An dem wunderbar erhaltenen Altar in Blumenow lassen sich drei Kunstperioden unterscheiden. Aus dem alten Klappaltar stammen wahrscheinlich die in den Seitennischen angebrachten Figuren und die Kreuzigung in der oberen Etage. Das Hauptschnitzwerk: die Übergabe der Welt Herrschaft an Christus, ist wie der ganze Altaraufbau Renaissance-Arbeit 1600—20. Rings umgeben wird jetzt der Altar von einer köstlichen Barockschnitzerei und gekrönt von reizenden Engellöpfen, die die Jehova-Sonne umgeben (circa 1720), also ähnlich, aber noch eleganter wie der Schmiedeberger Altar.

und Geschichten ist so groß, daß man mehrere Blätter einhängen mußte, die man nun je nach der kirchlichen Festzeit auf- oder zuklappen kann. Und wie in einem Buch die Zeilen alle horizontal verlaufen, so sind auch die vielen Figuren, die den himmlischen Hofstaat der Maria bilden, horizontal übereinander aufgereiht. Der andere dagegen baut sich wie der Giebel eines Patrizierhauses hinter dem Altar auf, die vertikale Linie beherrscht den streng symmetrischen Aufbau so sehr, daß viele dieser Altäre bis zur Kirchendecke hinaufreichen, ja, daß die Gestalt des zum Himmel fahrenden Christus oft die Decke durchbricht und daher nur noch mit den Füßen aus ihr herausragt. Die Fülle der Säulen, welche die einzelnen Schichten oder Etagen tragen, verstärkt (Nr. 54, 55, 63) diese streng vertikale Bewegung der ganzen Architektur. Während ferner der Flügelaltar mit seinen leichten filigranartigen Schnitzereien, trotz der äußerst standfesten Rückwand, vielfach so aussieht, als könnte man ihn bequem wie einen größeren Wandschirm davontragen, will der Renaissancealtar offensichtlich immer den Eindruck erwecken, er sei gar nicht aus Holz, sondern aus Stein oder Stuck gebaut. Tatsächlich ist er ja auch der direkte Nachkomme jener Marmor- oder Steinaltäre, die wir in den Kirchen Italiens und Westdeutschlands finden, die aber bei uns naturgemäß nur seltene Ausnahmen bilden, z. B. in Kerkow (Nr. 58) oder in Spandau (der berühmte Dynarsche Altar in der Nikolaikirche). Man wird mir zugeben, schärfer können zwei Kunstformen gar nicht voneinander abrücken.

Sobald man jedoch von dem äußeren Rahmen absieht und nur die figürliche Darstellungen beider miteinander vergleicht, wird man von ihrer sachlichen und auch technischen Übereinstimmung überrascht sein. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß seit etwa 1500 sich bei den Klappaltären unserer Gegend eine gewisse innere Umwandlung feststellen läßt: sie fangen an, die evangelischen Erzählungen durch typische Bilder, die meistens ungemein realistisch und vollstümlich gehalten sind, zu illustrieren. Hand in Hand geht damit ein leises Zurückziehen der Maria und ein größeres Betonen des leidenden Christus. Diese Veränderung des Darstellungstoffes ist überall im ganzen katholischen Abendlande zu beobachten, ich brauche mich dafür nur auf dem Hinderburger Gobelin zu berufen, der jetzt im Prenzlauer Museum hängt.¹⁾ Auf ihm bildet die Kreuzigung, gerade wie auf dem gotischen Flügelaltar der Nikolaikirche zu Anklam, den eigentlichen Mittelpunkt,²⁾ der wie dort, von Szenen aus dem Leben Jesu umgeben wird. In der Predella des Nikolaialtars, dessen saubere Arbeit Kugler an die Art des Veit Stoß erinnerte, sind 4 Schnitzereien nebeneinander geordnet: Der englische Gruß, die Geburt, die

¹⁾ Er stammt vermutlich aus Flandern oder Köln und ist nach einem niederländischen Karton angefertigt. v. Winterfeldt, Mitteilungen III, 48 denkt an die Schule Memlings. Leider hat man ihn nicht bloß stopfen lassen, sondern auch noch chemisch gereinigt, wodurch die Farben nach m. A. viel von ihrem Schmelz und von ihrer Widerstandskraft eingebüßt haben.

²⁾ Leider werfen die neuen Fenster des Altarraumes ein viel zu grelles Licht auf dies Gemälde von Figuren und Figürchen, das an jene späteren „Rippen“ Italiens erinnert, so daß man von dieser vorzüglichen Arbeit so gut wie nichts erkennen kann. Kein einziger unserer Renaissancealtäre hat einen solch verblüffenden Figurenreichtum aufzuweisen.



Der Gindener Wandteppich.

Anbetung der Weisen und die Darstellung im Tempel, genau in derselben Reihenfolge finden sich die gleichen Szenen in der Predella des fast hundert Jahre jüngeren Renaissancealtars zu Stegelitz (Nr. 56).¹⁾ Und dieselben Szenen sind schon auf den Flügeln des Marienaltars zu Rittgarten (Nr. 26) und Briest (Nr. 31), hier freilich nur in einfacher Flachschnitzerei, angebracht! Ich meine, diese Zeugnisse, die sich leicht noch vermehren ließen, sprechen eine deutliche Sprache. Sie bekunden, was wir ja auch anderswoher schon wissen, wie längst vor der Einführung der Reformation ein reformatorischer Geist das christliche Volk erfaßt hatte, der auch an die überlieferten Stoffe der künstlerischen Darstellung zu rütteln begann und nur auf das erlösende Wort wartete, um seinen geistigen Inhalt in eine neue Form zu gießen. Als das gotische Maß- und Rankwerk, das sich längst überlebt hatte, endlich fiel, konnte man die schon seit Jahrzehnten beliebten und bevorzugten Bilder ohne weiteres in den Renaissance-Rahmen einfügen. Damit erhielt aber hier im Koloniallande der innere Bruch mit dem Mittelalter auch seinen äußerlich am meisten in die Augen fallenden Ausdruck.

Die ersten Renaissance-Altäre der Uckermark sind, wie vorher der Prenzlauer Marienaltar, direkt in Lübeck bestellt und angefertigt worden. Das wird uns von dem Pfarrer Sühning († 1672) für den Altar der Nikolaikirche zu Prenzlau ausdrücklich bezeugt. Von diesem Altar ausgehend, können wir die übrigen Renaissance-Altäre einteilen in echte und nachgemachte „Lübecker“, so hießen sie nämlich allgemein. Der schönste ist entschieden der Schwedter Altar,²⁾ ihn hat ein Graf v. Hohenstein wahrscheinlich am Ausgang des 16. Jahrhunderts setzen lassen. Die Hohenstein haben Schwedt bis 1625 besessen, sie waren in Prenzlau sehr populär, im Jahre 1539 wurden sie mit den Gütern des säkularisierten Jungfrauenklosters belehnt und waren im Besitz des Patronatrechtes über die Stadtkirchen. (Sect I, 33.) Man rühmte besonders ihre Freigebigkeit gegen Kirche und Geistlichkeit. Der Altar in der Nikolaikirche ist nur eine einfachere Ausführung des Schwedter, sonst stimmt er in seinen Figuren, in seinem Aufbau, ja selbst in seinen Abmessungen mit diesem völlig überein. Zu den echten „Lübeckern“ rechne ich ferner die Altäre von Flieth (57), Meichow, Menkin (55), Nieden (63) und Stegelitz (56). „Prenzlauer“ Altäre dagegen stehen wie in Prenzlau selbst (Nr. 116) in Holzendorf (Nr. 47)³⁾, Milmersdorf (Nr. 48), Gickstädt (Nr. 54), Schönfeld (Nr. 59), Ellingen (Nr. 69), Schmölln (Nr. 61), Werbelow (Nr. 106) und in den übrigen in der Besiedelungsgeschichte aufgezählten Ortschaften. Die beiden Bilder 49 und 50 sollen einen Lübecker und

¹⁾ Die Steglitzer Schnitzereien erinnern derartig an die älteren Anklamer, daß sie möglicherweise aus der gleichen Werkstatt stammen. Es ist jedoch denkbar, daß beide nur Nachbildungen von Holzschnitten aus der berühmten niedersächsischen Bibel sind, die 1494 in Lübeck erschienen ist. Diese war wieder einer kölnischen Bilderbibel nachgebildet. Kurz wir erhalten hier über Lübeck eine mittelbare Verbindung mit Köln und schließlich mit Antwerpen, von woher ja unsere Klappaltäre sich über Norddeutschland verbreitet haben.

²⁾ Bergau hat bei der Aufführung der Renaissance-Altäre meistens den Zusatz „mit Resten eines gotischen Flügelaltars“, der Zusatz ist durchaus irreführend, denn Bergau meint damit die Darstellung des heiligen Abendmahls, wie aus S. 329 ersichtlich ist, und die ist stets rein evangelisch gehalten!

³⁾ Durch die an diesem Altar angebrachte falsche Jahreszahl habe ich mich verlesen lassen, ihn um 100 Jahr älter anzugeben als er ist.

einen Prenzlauer Altar gegenüberstellen. Obgleich die Aufnahmen in der äußerst ungünstigen Beleuchtung etwas verschwommen ausgefallen sind, wird man doch erkennen können, wie in dem Raakstedter Altar (Nr. 50) der ungemein feine architektonische Aufbau des Fergigers nachgeahmt ist, der allerdings in einem jämmerlichen Zustande uns überkommen ist.

Das Lübecker Schema ist in der Uckermark das vorherrschende geblieben. In Eberswalde tritt uns gleich ein ganz anderer Typus entgegen, ebenso im Kreise Randow, wo in Rehin ein sehr schöner Renaissance-Altar steht. Auch der gemalte Altar von Neuendorf (Nr. 107) hat bei aller Ähnlichkeit doch einen von den uckermärktischen Altären verschiedenen Aufbau. Ich vermute, daß er in Freienwalde oder Frankfurt a. D. angefertigt ist. Verglichen mit dem daneben abgebildeten, steifen Altar von Werbelow (Nr. 106), wird man die elegantere Feinheit seiner Umrahmung ohne weiteres zugeben. Dagegen sind die Bilder in Werbelow wieder weit besser ausgeführt als die von Neuendorf.

Unter den Renaissance-Kanzeln (Nr. 66—70), die nach meiner Ansicht sämtlich in Prenzlau angefertigt sind, ragt die Menkener durch die Gediegenheit ihrer Schnitzereien und durch die Gefälligkeit ihres Gesamtaufbaues hervor. Sie alle dürfen sich sehr gut sehen lassen neben den etwas anders gestalteten Kanzeln, die in Anklam (St. Nikolai), Lindow (M.=Str.) und Neubrandenburg (Johannis) stehen, wenn sie auch nicht den Vergleich mit der Prachtkanzel in Petershagen (Nr. Randow) aushalten. Diese ist wohl die großartigste Schöpfung der Renaissance-Zeit, die in unserer Gegend überhaupt zu sehen ist. Sie muß, das sieht man trotz des abscheulichen Anstrichs, den sie neuerdings erhalten hat, das Werk eines hervorragenden Künstlers sei. Der mit ihr einheitlich verbundene und durch einen Umbau abgeschlossene Predigerstuhl hat bedauerlicherweise seine Säulen eingebüßt. Eine ähnliche Anlage: Predigerloge mit Kanzel, ist mir nur noch in Blumenow (M.=Str.) begegnet, dort aber längst nicht so reich gehalten und überdies in der Barockzeit umgearbeitet.¹⁾ Woher die Petershagner Kanzel stammen könnte, vermag ich nicht zu sagen, nach einer Lokaltradition, die Lemcke anführt, soll sie ursprünglich in einer Berliner Kirche (?) gestanden haben.

Namentlich an den Altären und Kanzeln, die statt mit Schnitzereien mit Malereien geschmückt wurden, merkt man deutlich, daß Prenzlau durch die politische Entwicklung von den größeren Kunststätten, von denen es seine bisherigen künstlerischen Anregungen erhalten hatte, abgeschnitten war: je weiter wir uns von dem 16. Jahrhundert entfernen, desto schlechter werden die Bilder. Dies gilt auch von den Porträts der Geistlichen, die sich in Prenzlau und stellenweis auf dem Lande finden. Der Mangel an tüchtigen Malern veranlaßte später die Prenzlauer, auch die großen Barockaltäre mit Schnitzwerken zu schmücken (Nr. 108, 109, 111), bei denen ein Gemälde das allein natürlichste gewesen wäre. In Stettin, das schon durch seine Schifffahrt mit der reicheren Kultur des Auslands (Niederlande) stets in

¹⁾ Man stellte nämlich auf dem Predigerstuhl das kleine Orgelwerk auf (wohl das älteste Werk in unserer Landkirchen) und legte die Treppe, die dazu hinaufführt zwischen Predigerstuhl und Ostwand. Das entzückende Orgelwerkchen ist ein Schreiner-Gebicht für sich, wie so manches Spinnett!

Berührung blieb, ist die Malerei nie so tief gesunken wie bei uns, das beweisen die flott hingeworfenen Apostelgestalten an der Renaissance-Kanzel zu Dargitz, das leidliche Abendmahlbild in Stolzenburg (Kreis Uckermünde) und so manches andere Altarblatt im Kreise Randow. Sa selbst die große Kunst behielt in Stettin ihre Vertretung, z. B. Esajas Schuhmacher, der 1695 den Präpositus Buddens zu Anklam gemalt hat. Ein fesselndes Porträt; das Fleisch und die Hände etwas weich und frauenhaft behandelt, aber vielleicht der Natur entsprechend: ältere Geistliche mit ihren bartlosen Gesichtern sehen leicht Frauen ähnlich.

Mein Urteil über die Renaissance-Altäre und -Kanzeln habe ich bereits in der Besiedelungsgeschichte abgegeben, hier will ich noch einmal auf die ungeheuer bunte Pracht dieser Schöpfungen hinweisen, die von den zur Wiederherstellung herbeigezogenen Malermeistern meistens für immer vernichtet wird. Diese verstehen gewöhnlich das Vergolden gar nicht, arbeiten durchweg mit Öl, statt mit Casein-farben, außerdem tragen sie vielfach gebrochene Farben auf, die sehr bald entseztlich nachdunkeln, während die Alten immer reine Farben auftrugen, die sie mit entsprechenden Lasuren brachen. Diesem Verfahren verdanken unsere Altäre wie Kanzeln ihren unverwüthlichen Glanz und Schmelz, der gewöhnlich schon nach einer gründlichen Reinigung mit der Bürste in seiner alten Schönheit erstrahlt.

Eigentliche Kunst- oder gar Meisterwerke befinden sich unter den erhaltenen Renaissance-Denkmalern der Uckermark nicht, wohl aber tüchtige, solide Meisterstücke, die uns den hohen Stand der damaligen Tischlereiwerkstätten bezeugen. Die von den Lübeckern ausgegangene Anregung war auf fruchtbares Land gefallen; ein bodenständiges Handwerk erblühte, das die große Nachfrage nach würdigen und geschmackvollen Kirchen-Ausstattungen befriedigen konnte und dabei sicher auch sein gutes Brot fand. Von etwa 1580—1630 haben die Prenzlauer Tischlereien derartige Werke geliefert. Daß sie nicht ohne Konkurrenten blieben, versteht sich von selber. Außer den Lübeckern, ihren Meistern, haben sich auch andere Künstler hier betätigt. So in Himmelpfort; von dem dortigen Altar hat sich wenigstens die Abendmahl-darstellung (Nr. 64) erhalten, aber, wie ich schon gesagt habe, scheint es mir nicht ausgeschlossen zu sein, daß dies Kunstwerk — denn das ist es entschieden — fremdländischen Ursprungs ist, wie der Hindenburger Gobelin. Man braucht dabei jedoch nicht an einem direkten Import zu denken, es gab damals — und noch bis in das 19. Jahrhundert hinein — viele Künstler, namentlich Porträt-maler, die von Ort zu Ort zogen und ihre Kunstfertigkeit anboten. Ein solcher wandernder Künstler scheint Michael Busse gewesen zu sein, der 1585 für den Bürgermeister Lübbenow zu Prenzlau den Sakobi-Altar schnitzte. Sein Werk ist das einzige, das eine selbständige künstlerische Auffassung verrät und zugleich ein großes technisches Können. Ich möchte behaupten, hier allein tritt uns eine scharf umrissene Persönlichkeit entgegen, die zu uns noch heute spricht durch den sprechenden Ausdruck ihrer Gestalten, unter denen sich treffliche Charakterköpfe finden. Das Werk selber ist leider durch Unverstand zerstört worden, nur etliche Bildstücke sind halbzerbrochen übrig geblieben, und diese sind so schlecht aufgehängt, daß man sie kaum sehen und bewundern kann. Meine wiederholten Hinweise auf dies einzig-artige Kunstwerk haben darin noch keine Änderung hervorgerufen, und das scheint

das allgemeine Schicksal solcher Hinweise zu sein. So hatte Hugo Lemcke 1899 auf die Reste eines köstlichen gotischen Chorgestühls aufmerksam gemacht, die sich in einer Kumpelkammer der Marienkirche zu Anklam finden, und gesagt: „Es ist sehr zu wünschen, daß ihrer eine ihrer Bedeutung entsprechende Aufbewahrung und Verwendung zu teil werde.“ Er mag sich beruhigen, die Reste, soweit nicht etliche von ihnen bereits in die „feurigen“ Öfen der Kirche gewandert sind, liegen noch heute in derselben Kumpelkammer; dort habe ich sie am 2. Januar 1915 gesehen! Eine ähnliche Kumpelkammer befindet sich in der Marienkirche zu Neubrandenburg und in vielen anderen Kirchen. Hierin kann, ich wiederhole es, nur eine gründliche Inventaraufnahme, die ständig revidiert wird, Wandel schaffen!

Was für ansprechende Altarblätter sich aber aus diesen Resten, die gewöhnlich verkommen, herstellen lassen, das kann man in Vietikow und in Wezenow sehen. Allerdings gehört zu einer solchen Verwendung ein besserer Geschmack als zu der Aufstellung einer als Altar frisierten Kiste ohne oder mit Galerie, die 3—5 Mark mehr kostet!

Zu der inneren Kirchengestaltung gehören auch die wenigen Sandstein-Epitaphien, die der Zerstörungswut der Restauratoren entgangen sind. So das Epitaph auf Achim Riebe († 1582) in der Marienkirche zu Anklam, das Lemcke für das bedeutendste Steindenkmal der dortigen Gegend erklärt. Eine leidliche Handwerkerarbeit ist das ähnliche Sandstein-Epitaph in der Marienkirche zu Prenzlau,¹⁾ das den Landeshauptmann von Lindstedt († 1574) mit Familie darstellt. Doch die umfangreichsten und hervorragenden Denkmäler dieser Art sind die beiden Epitaphien des Grafen von Hohenstein († 1609) und seiner Gemahlin zu Schwedt a. D. Dort ist auch eine polychrom bemalte lebensgroße Statue eines Herrn v. Buch in kniender Stellung, dessen Gesicht sicher ein gutes Porträt ist, denn es erinnert in geradezu überraschender Weise an die Züge des jüngst verstorbenen Schloßhauptmannes. Mit diesen Arbeiten lassen sich die etwas konventionell gehaltenen Grabplatten (Nr. 82—84) nicht weiter vergleichen. Neben den Steinplatten gab es natürlich auch Epitaphien in Holz (Nr. 85, 88), sie mögen einst viel zahlreicher gewesen sein, sind aber meistens von einer achtlosen Nachwelt als Brennholz verarbeitet worden.

Von den schönen Beleuchtungskörpern, die damals die Gelbgießer gegossen und zifeliert haben, sind hier und da noch recht sehenswerte Exemplare (z. B. in Woltersdorf,²⁾ Kr. Randow, ein Marien-Kronleuchter) vorhanden. Die Gelbgießer haben ja am längsten die Formen der Renaissance festgehalten und noch bis ins 18. Jahrhundert hinein Kronen und Leuchter nach ihren alten Modellen angefertigt (Anklam [Nikolai], Rieden, Menkin, Seelübbe, Prenzlau [Nikolai] etc.). Dagegen sind die großen Tauffchalen aus Messing mit Adam und Eva oder mit der Weintraube des Kaleb in der Regel Nürnberger Fabrikarbeit; trotz der gotischen Buchstaben, die auf ihnen in ganz unsinniger Weise, wie kabbalistische Zeichen, angebracht sind, stammen sie vielfach erst aus dem 17., ja 18. Jahrhundert. Nur selten findet man unter ihnen ein älteres Stück (z. B. in Damitzow); eine der

1) Diese Kirche muß sehr reich an solchen Epitaphien gewesen sein, war sie doch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein gewissermaßen das Mausoleum des udermärktischen Adels.

2) Der alte Feldsteinbau hat seinen Turm eingebüßt, der wie in Siedstedt und Ziemkendorf einen Schutthaufen bildet.

schönsten dieser Schalen besitzt die Kirche von Stargard (M.-Str.), sie hat noch echt gotische Ornamente, auf ihrem Rande ist ein fein gestanztes Rankwerk mit einem springenden Hirsch angebracht.

Der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance gehören auch mehrere Kelche und Patenen an, die man in unseren Landkirchen trifft. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Geräte, die doch nicht bloß einen bedeutenden Metallwert haben, vielfach so schlecht verwahrt werden. So ist bei dem Brande der Frauenhagener Kirche (1913) der schöne gotische Kelch mitverbrannt. Würde man die in allen alten Kirchen vorhandene Nische im Ostgiebel wieder zweckentsprechend einrichten und verschließbar machen, dann würden diese Geräte darin einen fast feuer sichereren Aufbewahrungsort finden, dann hätte sich auch die herrliche Kanne zu Niederlandin (Nr. 123) nicht jahrelang auf dem Kirchenboden herumgetrieben. Sie mag einen Verkaufswert von 5—600 Mark darstellen und wäre ohne meine Dazwischenkunft vielleicht doch noch für 20 Mark dem um sie bereits feilschenden Händler überlassen worden.

Gerade diese Kanne zeigt uns, wie das Renaissance-Zeitalter auch den kleineren Geräten seinen Stempel aufzudrücken verstand. Es hatte ein so ausgesprochenes Formgefühl, daß es allem, was es anfaßte, selbst den alltäglichsten Gebrauchsgegenständen und sogar den Buchstaben, mit denen es schrieb und druckte, eine ihm allein eigentümliche Gestalt zu geben wußte, die fast immer ein kleines künstlicheres Gepräge bekommen hat. Man sehe sich darauf hin einmal die Bronzeplatte mit dem herzoglichen Alliancewappen an, die an dem Altweiberspital in Stargard (M.-Str.) angebracht wurde, welche geschmackvolle Umrahmung hat sie nicht erhalten! Oder die kleine schmiedeeiserne Gittertür aus Biesenbrow (Nr. 65); wo würde wohl heute ein Dorfschmied ein so gefälliges Werk herzustellen verstehen, bei dem jede Rosette mit der Hand ausgeschlagen ist!

Hier müßte nun das Hausgerät in Privatbesitz, vor allem die Schränke, besprochen werden. Denn daß die tüchtige und fleißige Tischlergilde Prenzlauers auch die Häuser der Bürger und Adligen mit trefflichen Truhen, Schränken und Stühlen ausstattete, ist ganz gewiß. Allein die damaligen Häuser waren wohl durchweg Fachwerkbauten, die mitsamt ihrem Inhalt während des 30jährigen Krieges ein Raub der Flammen geworden sind. Daher mag es kommen, daß man bei uns in den Privatwohnungen kaum Gegenstände trifft, die vor 1650—80 angefertigt sein mögen. Auch der berühmte Schlippenbach'sche Schrank, der sicher Prenzlauer Arbeit ist, wird, glaube ich, nicht älter sein. Man findet hier und da namentlich in den Schlössern Schränke, die möglicherweise noch dem 16. Jahrhundert angehören, aber diese scheinen mir keine bodenständigen Erzeugnisse zu sein, sondern sind von dem Kunsthandel besorgt. Vielleicht die einzige Truhe, die noch etwa um 1600 angefertigt sein mag, und die alle Stürme überstanden hat, ist in der Nikolai-Kirche zu sehen; sie entspricht genau dem Gestühl, das damals die Prenzlauer in verschiedenen Landkirchen aufgestellt haben.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß die von mir besprochenen Kunstgegenstände hauptsächlich aus dem nördlichen Teile der Uckermark, dem ehemaligen Caminer Bistum, stammen; das hat seinen guten Grund, denn abgesehen von Felschow,

Kerfow und Neuendorf, sowie von Hindenburg (Kreis Templin)¹⁾ auf der andern Seite, sind im Süden und Westen Renaissance-Altäre nicht zu finden. Dort hat man wahrscheinlich bis zum 30jährigen Kriege die alten Klappaltäre²⁾ in den Kirchen belassen und ist nach ihrem Abbruch gleich zur Aufstellung von Barock- und Kanzelaltären übergegangen. Da die ehemaligen Klosterdörfer Chorins und Himmelpforts zumeist der kurfürstlichen Verwaltung unmittelbar oder mittelbar unterstellt wurden, so wird diese den Abbruch der Klappaltäre anfänglich nicht gestattet haben, bis sie nach dem großen Kriege dem Drängen der Gemeinden, wie dem Vorgang der dortigen Privatpatrone endlich nachgab. Überdies ist es ja bekannt, daß erst unter Friedrich Wilhelm I. ein scharfer, antirömischer Geist von oben her einsetzte, der mit den „papistischen“ Überbleibseln in der Landeskirche endgültig aufräumte. Ich erwähne diese Verschiedenheit in der inneren Ausstattung unserer Kirchen nur, um zu zeigen, daß die alte, scheinbar längst verwischte Diözengrenze immer noch eine gewisse Bedeutung behielt und selbst in der Entwicklung des späteren Kunsthandwerkes sich weiter bemerkbar macht. Leistungsfähige Tischlereien konnten in Angermünde und Schwedt doch erst entstehen, als das platte Land ein größeres Bedürfnis nach kunstgemäß angefertigten Einrichtungen empfand, bis dahin hatten die Prenzlauer Meister — vielleicht von den Arnims begünstigt — die Renaissance-Kanzeln dorthin (z. B. nach Crussow, Teltow, Mürow, Niederlandin und Pinnow) geliefert.

Der 30jährige Krieg hat diese bunte betriebsame Welt vollständig vernichtet, diese Welt, die auf allen Gebieten kunstgewerbliche Leistungen hervorgebracht hat, wie wir sie in unserem Vaterlande niemals wiedergesehen haben. Ich habe in der Besiedlungsgeschichte angedeutet, welche tiefe Spuren dieser furchtbare Krieg in unserem Gebiete hinterlassen hat, wie man namentlich den kirchlichen Gebäuden die damaligen Zerstörungen noch heute ansieht. Daß dieser Eindruck, den ich auf meinen ufermärkischen Wanderungen gewonnen habe, keine Täuschung war, daß gerade unsere Gegend unter den Verheerungen des 30jährigen Krieges namenlos zu leiden hatte, das ergibt sich auch aus der fleißigen Arbeit Georg Krügers: „Die Pastoren im Lande Stargard“, Schwerin 1904. In diesem Büchlein findet man nämlich weit mehr, als der Titel verspricht, nicht bloß eine aus den Akten geschöpfte Personal-Statistik sämtlicher Pastoren in Mecklenburg-Strelitz, sondern auch kurze Angaben über das Schicksal der kirchlichen Gebäude während des großen Krieges. Auch diese Angaben beruhen auf Auszügen aus den Eingaben und Beschwerden der von dem Kriege heimgesuchten Gemeinden und Pastoren.

Gerade in ihrer prägnanten Kürze stellen uns diese Auszüge klar vor die Seele den ganzen Umfang der Vernichtung, von der die Pastoren aber auch die Bauernschaften verschlungen wurden. So sind allein von den 75 Pfarrorten 23 durch den Krieg eingegangen! Wahrlich, wir begreifen jetzt, warum das Land Stargard noch heute zu den Landstrichen Deutschlands gehört, die die schwächste Bevölkerung haben, denn da dort die riesigen Verluste des bäuerlichen Standes nicht, wie bei uns, durch Zuzug fremder Kolonisten nachgefüllt wurden, konnte sich die Bevölkerung von diesem Uderlaß nie wieder erholen. So wie es aber dort

¹⁾ Die vier Kirchen hatten Privatpatronate, Neuendorf gehörte damals den v. Oppen.

²⁾ Noch in Crussow erhalten.

aus sah, genau so muß es auch bei uns ausgesehen haben, das ist ganz gewiß. Auch bei uns wird damals erst das leidige Filialkirchentum aufgekommen sein, weil so viele Kirchen nicht bloß ihre Pfarrgebäude, sondern auch ihre Pfarrgrundstücke während des Krieges eingebüßt hatten.

Nicht viel anders sah es im Kreise Randow aus; die dortigen Kirchen tragen ebenfalls deutliche Spuren ihrer einstigen Zerstörung an sich. Lemcke meint sogar, daß dieser Kreis von allen pommerschen die härtesten Zeiten durchzumachen hatte, und daß seine Zugehörigkeit zu Schweden (1637—1720) ihm nur neue Verheerungen einbrachte. Mit Ausnahme von ein paar steinernen Denkmälern finden sich in sämtlichen Kirchen des Kreises Kunstwerke aus der Zeit vor dem großen Kriege fast nirgends mehr. Wunderbarerweise sind die alten Kirchhofsmauern mit ihren Portalen¹⁾ dort besser erhalten als bei uns und im Lande Stargard; dagegen besitzt keine einzige Kirche im Kreise Randow noch ihren alten Feldsteinturm!

Ich weiß, es herrscht unter den modernen Historikern vielfach das Streben, die älteren Angaben über die Verwüstungen des großen Krieges für übertrieben zu erklären, und es mag zutreffen, daß manche Gegenden wirklich nur wenig unter dem Kriege gelitten haben; wo er aber hingekommen ist, da hat er wie eine Windsbraut gewütet und kaum ein Dach ganz gelassen — und zu den Strichen, die er nach allen Richtungen durchraste, gehört die Uckermark und ihre Grenzländer.

Anderseits ist es gewiß, ohne den 30jährigen Krieg wäre niemals ein evangelisches Volk, ein evangelischer Pfarrerstand, eine evangelische Welt entstanden. Wir brauchen, um das zu begreifen, nur die kirchlichen Visitations-Protokolle zu lesen. Da heißt es z. B. in dem Visitations-Abschied von 1600 „die mehrsten der Landpfarrer, wie auch etliche in der Stadt, seien zu ihrem Amte sehr untüchtig befunden worden, weshalb man noch eine Abänderung hätte treffen müssen, wenn man nicht zum Teil ihr hohes Alter und andere Umstände in Erwägung gezogen“ (Sekt II, 86). Vergleichen wir damit die handschriftlichen Aufzeichnungen Sührings, die jetzt im Staatsarchiv liegen, so erscheint uns das Urteil „untüchtig“ noch äußerst milde. Unter den Nachfahren Luthers hatte Martin Chemnitzens (sein Bild befindet sich auf der Kanzeltür zu Büglow) übles Vermächtnis, die „Eintrachtsformel“ genannt, eine so entsetzliche Streitlust und Keckeriecherei entfacht, daß schon dadurch jede Verträglichkeit, jedes Gefühl evangelischer Gemeinschaft unter ihnen im Keime erstickt wurde. Dazu kam, daß auch die Geistlichkeit von dem Geist der Zuchtlosigkeit angesteckt wurde, der im ganzen Volke herrschte. Die materielle Lage der Bürger und Bauern war vor dem großen Kriege eine geradezu glänzende; das befunden schon allein die riesigen Aufwendungen, die damals für die schmucke Ausstattung der Gotteshäuser fast allerorts gemacht werden konnten. Auch die vielen Völlerei-Verbote, die jetzt an die Stelle der aufgehobenen Fastengesetze traten, setzen kein darbenes Volk voraus. Nur schade, daß sie so wenig Erfolg hatten, denn die Männer, die sie erließen, übertraten sie selbst nur zu gern und bei der ersten besten Gelegenheit. Von all den Teufeln, die in der noch mittelalterlich gestimmten Phantasie herumspukten, war eben der Saufteufel der schlimmste, er hatte tatsächlich

¹⁾ Das gotische Portal von Nehin habe ich bereits genannt, ein kleineres mit Mönch und Nonne eingedeckt steht in Rosow, große ältere Portale finden sich in Reesow, Glasow zc.

unser ganzes Volk erfasst. Wahrhaftig hier gab er nur eine Rettung: dies Geschlecht mußte, wie einst das Haus Jerobeams, mit Stumpf und Stiel vernichtet werden. Der 30 jährige Krieg hat dies Henkeramt übernommen, er hat tatsächlich diese ganze leichtlebige und trinklustige Welt, kurz den alten papistischen Sauerteig, mit eisernem Besen ausgefegt.

Ein innerlich wiedergeborenes Volk erstand aus den Trümmerhaufen, das das Evangelium der Arbeit wirklich lieben lernte, das in den wiederhergestellten Kirchen sich fleißig — nicht bloß Sonntags — versammelte und andächtig auf dem sauberen Gestühl der Predigt ihrer Pfarrer lauschte. Diese selbst waren vorsichtiger in ihrem Wandel und bescheidener in ihren Ansprüchen geworden; sie maßten sich nicht mehr den Vortritt in der Gesellschaft an, wohl aber brachten sie den redlichen Willen mit, ihren Gemeinden aufrichtig zu dienen. In Frankfurt, Greifswald und namentlich in Wittenberg-Halle waren sie von dem Geiste wahrer Dulbung durchtränkt worden, dort hatten sie sich ihre höchst soliden Kenntnisse erworben. Die meisten von ihnen begannen ihre Laufbahn als Lehrer an den Lateinschulen. — Die klassische Philologie hatte ja ihre „heidnische“ Seele damals noch nicht entdeckt. — Und Lehrer blieben sie auch auf der Kanzel. So wurden sie im besten Sinne des Wortes die geistigen Führer unseres evangelischen Volkes. Ihre gastlichen Häuser bildeten den Übergang und zugleich das Bindeglied zwischen Gutsherrschaft und Bauernschaft. Auch in bezug auf ihre materielle Lage standen die Prediger so recht zwischen beiden, denn, wiewohl die Vereinnahmen äußerst bescheiden waren,¹⁾ brachten die Pfarrländereien bei verständiger Selbstbewirtschaftung Erträge, die zum Lebensunterhalt und selbst zur Pflege einer frohen, anspruchslosen Geselligkeit ausreichten. So schildert uns noch Adolf Stahr in seinen Jugenderinnerungen das Leben in den Pfarrhäusern zu Wallmow und Bagemühl.²⁾ Etwa 50 Jahre früher hatte Heinrich Voß in seiner „Luis“ dies evangelische Pfarrhaus dichterisch besungen. Tatsächlich war es die größte Zeit des deutschen Landpfarrhauses; weder vorher noch nachher ist ihm ein so reicher Segensstrom entsprungen. Es war in Wahrheit eine Pflanzstätte geworden, aus der so viele führende Geister unseres Volkes hervorgegangen sind, und in der vornehmlich der Geist geboren und gepflegt wurde, der unser deutsches Volk für immer von dem scheußlichsten Alp befreite, von jenem Hexen- und Teufelwahn der mittelalterlichen Scholastik.

Daß diese Männer bemüht waren, der Kanzel eine ausdrucksvolle, zentrale Stellung im Gotteshause zu geben, ich meine, das können wir ihnen noch heute nachfühlen. Der Kanzelaltar, dieser auf die Längsachse aufgestellte Katheder, war

¹⁾ Doch muß man die Geldsätze für die Kasualien, die seit 150 Jahren ungefähr sich gleich geblieben sind, etwa mit fünf multiplizieren, genau wie die Erbpachtsätze, um den damaligen Geldwert zu erhalten.

²⁾ Etliche Jahre später zog mit dem jungen Büchel der Vertreter eines neuen Geistes in Brüssow ein. Hatte die ältere Generation ihre Freude an Darstellungen der Samariterin im Gespräch mit Christus gehabt, so schon Michael Busse am Jakobi-Altar, das akademische Bild in Marien zu Prenzlau zc. (im Mittelaltar vornehmlich an den Kirchenbrunnen angebracht, z. B. im Regensburger Dom), das neue Geschlecht bevorzugte das Bild: Christus und Petrus auf dem Meer wandelnd, so in Jagow, Schwanenberg zc. Darin liegt auch ein tiefer dogmatischer Unterschied!

es, der ihren Gedanken über den Predigerberuf am besten entsprach und alle ihre Wünsche in fast vollkommener Weise erfüllte. Daher die begeisterte Aufnahme, die gerade dieser Altar fast überall gefunden hat; ihm sind wahrscheinlich viele ältere, vielleicht unschätzbare Altäre geopfert worden, die nun einfach abgerissen und beseitigt wurden. Allein so schmerzlich uns der Gedanke an die damaligen Zerstörungen berühren mag, so muß uns doch die Beobachtung trösten, daß man die alten Altäre nicht abriß, um, wie in der Neuzeit, Plunder an ihre Stelle zu setzen, sondern um wirklich etwas Besseres zu schaffen, das aus dem Schoß und aus dem echten Geist des Protestantismus geboren war, und das die große Kunst vor der französischen Revolution noch mit ihren letzten Strahlen vergoldete. Die Abbildungen Nr. 93, 94, 117, 118, 119, 120 zeigen, wie sehr sich die damaligen Tischler-Architekten bemühten, dem Kanzelaltar eine geschmackvolle, würdige und doch reiche Form zu geben. Erst als die napoleonischen Kriege uns bettelarm gemacht hatten, kamen jene dürftigen Kanzelaltäre auf, die aus ein paar Balken und Brettern zusammengesetzt wurden, und bei denen man mehr auf die Standhaftigkeit, als auf die Schönheit des Baues achtete.

Bevor jedoch der Kanzelaltar seinen Siegeszug antrat, hatte man zunächst versucht, die wiederhergestellten Kirchen mit Altären in dem alten Renaissancestil weiter zu schmücken, so in Herzprung, Kruz, Lychen zc., ebenso mit Kanzeln, an denen man der neuen Zeit nur insofern ein Zugeständnis machte, daß man statt der geraden, wie Pfropfenzieher gewundene Säulen und Stiele anbrachte. Allein diese alten Formen machen jetzt einen gequälten, unlebendigen Eindruck, sie erinnern an die Pseudo-Renaissance-Möbel von 1880, in die bekanntlich Eduard v. Gebhardt seine lettischen Bauern-, Weber- und Sudengestalten hineingemalt hat. Mit frisch pulsierendem Leben war diese Kunst nicht mehr zu erfüllen. Die alten Tischlermeister, die in diesen Formen groß und grau geworden, hielten an ihnen nur fest dank des auch auf geistigem Gebiete herrschenden Trägheitsgesetzes. Die jüngere Generation ging dagegen mit Sang und Klang zur üppigen Barockkunst über, deren hervorragendste Schöpfungen gerade damals in den katholischen Ländern entstanden. Von dort entlehnte man mittelbar oder unmittelbar die Modelle der Kanzeln (Nr. 63, 114, 115) und auch den neuen Altar (Nr. 108, 109, 110, 111, 113), dessen Hauptmerkmal ein großes Bild (in der Uckermark meistens ein Schnitzbild) mit einer mehr oder weniger reichen Umrahmung bildet. Es wird sich kaum noch ausmachen lassen, woher die Prenzlauer Bildschnitzer die Anregung zu diesen Kanzeln und Altären erhielten, ob sie Vorlagen benutzten, oder ob sie in auswärtigen Werkstätten auf ihren Ausbildungsreisen sie kennen gelernt hatten; letzteres ist an und für sich höchst wahrscheinlich. Vielleicht läßt sich nur von dem Altarblatt von Dauer (109) mit einiger Sicherheit behaupten, daß es dem Hohen-Selchower, im Kreise Randow, nachgebildet ist, das ein schwedischer Hofstischler aus Stettin geschaffen hat. Sonst tragen die dortigen Blätter, die recht unterschiedlich ausgefallen sind,¹⁾ einen von

¹⁾ So die einfachen bemalten Tafeln zu Pinnow und Hohenholz, letztere von einer Stettiner Kaufmannsgilde 1725 gestiftet (jetzt ist die Kirche mit einer trostlosen braunen Lackfarbe gestrichen). Die plumpe Altarwand mit gewundenen Säulen in Kolbitzow und eine ähnliche zu Rossow, wo entsetzliche Apostelgestalten (Petrus und Paulus?) den Aufsatz tragen zc.

den unfrigen abweichenden Charakter. Das Gleiche gilt von den Altarblättern im Lande Stargard, wo überhaupt das schönste dieser Art in Holzendorf steht. Die sehr feinen Altarblätter in Frauenhagen (Nr. 113, jetzt verbrannt) und Heinersdorf sind von Schwedter Künstlern geschnitten, die dabei ihre eigenen Wege gegangen sind. Von einem Bildschnitzer aus Mohrin (N.-M.), der offenbar zu der großen Klasse der wandernden Künstler gehörte, stammt die wirkungsvolle Umrahmung der Tafel in Cüstrinchen.

Schon diese kurze Aufzählung läßt erkennen, daß diese Altarform den Künstlern reiche Gelegenheit bot zu den verschiedensten Ausgestaltungen; in der That, von den Altären zu Falkenhagen (Nr. 111), Carmzow, Rossow und Zerrenthin abgesehen, die alle aus der gleichen Prenzlauer Werkstatt stammen, habe ich sonst in dem ganzen Gebiet nicht zwei Altäre gefunden, die vollständig übereinstimmen.

Gleichzeitig mit den Kanzeln und Altären stellten die Prenzlauer Tischlereien damals auch das Kirchengestühl und die Emporen (Nr. 110, 124) in den zerstörten Kirchen wieder her. Ganz besonderer Erwähnung verdienen jedoch die sehr geschmackvollen Patronatslogen (Nr. 78, 79), auf die ich bereits in der Besiedelungsgeschichte hingewiesen habe. Von ihrer sonstigen Tätigkeit zeugen die schönen Schränke, die sich aus dieser Periode reichlich erhalten haben, und die heute mit Recht von allen Kennern gesucht und mit hohen Preisen bezahlt werden. Nicht minder geschätzt sind die schönen Standuhren, die im 18. Jahrhundert in Prenzlau angefertigt wurden; nicht bloß das Uhrwerk selbst ist eine vorzügliche Arbeit, sondern auch das Gehäuse, das vielfach mit Intarsien ausgelegt ist, wie auch einige der damaligen Kanzeln, z. B. in Kerkow und Hohenholz (Kreis Randow) etc.

Man sieht, die politische Entwicklung hatte zwar die Uckermark von den Ländern abgeschnitten, mit denen sie vor dem großen Kriege in regem Verkehr gestanden, — so scheint namentlich die Verbindung mit Lübeck ganz aufgehört zu haben, — allein diese Isolierung war den Prenzlauern ganz gut bekommen. Sie waren auf dem besten Wege, ihre Stadt zu einer die Uckermark beherrschenden Kunststätte zu machen; und das ist Prenzlau im gewissen Sinne durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch auch geblieben. Die Schwedter und später die Angermünder Tischler, von denen vielleicht die Kanzelaltäre in Dobberzin (Nr. 118) und Flemisdorf, sowie in Golzow, Lunow und Stolpe (diese drei stammen aus der gleichen Werkstatt), machten ihnen allerdings Konkurrenz, aber denen waren sie noch in jeder Hinsicht gewachsen. Weit gefährlicher wurde ihnen dagegen der Einfluß von Berlin, der etwa um 1730 einsetzt, und der schließlich alles Eigenleben in den kleineren Provinzstädten erdrücken sollte.

Die ersten Berliner Werke mögen die Kanzel und das Denkmal (Nr. 87) in Stegelitz, die Patronatsloge in Polßen und der Kanzelaltar in Stolzenhagen sein. Auf der anderen Seite, im Templiner Kreise, wurden Berliner Künstler mit der Ausstattung der Boizenburger Kirche betraut, auch die Kanzelaltäre zu Hardenbeck und Rosenow scheinen in Berlin angefertigt zu sein. Ebenfalls Berliner Arbeit wird der Bergsdorfer Kanzelaltar sein, nächst dem zu Golm (Nr. 119) wohl die geschmackvollste Kanzelanlage mit Umgang in der Uckermark. Der treffliche Neubau

zu Klein Muß mit feiner eleganten Dachkonstruktion verrät einen gebildeten Architekten des friederizianischen Zeitalters, der wahrscheinlich auch die innere Ausstattung geleitet und die zopfige Kanzel über dem freistehenden Altartisch (wie Nr. 93, 94) in Berlin hatte ausführen lassen. Mit der gefälligen Emporen- und Kanzelanlage in Köddelin wird es sich ähnlich verhalten. Köddelin, das im Anfang des 19. Jahrhunderts abbrannte, wurde auf Befehl des Amtes zu Zehdenick, dem die Bauern unterstanden, wieder aufgebaut. Ein königlicher Baubeamter hat die Pläne zu den sehr gemüthlich aussehenden Wohnhäusern entworfen; er wird auch die Inneneinrichtung der Kirche geschaffen haben. Die Köddeliner Kirche ist die letzte Kirche der Uckermark, die vor dem Napoleonischen Kriege neu ausgestattet wurde, und auch die letzte, bei der sich die Kunst des 18. Jahrhunderts noch einmal selbständig betätigt hat. Was später gebaut und angeschafft wurde, macht keinen Anspruch mehr auf Kunst, und ist Schablone, sind Fabrikzeugnisse, mit denen Berlin die Provinz überschwemmt.

Der Niedergang unseres Kunsthandwerkes im 19. Jahrhundert entspricht genau dem gleichzeitigen Tiefstand unserer Hochbaukunst. Man hat diese Erscheinung sehr oft zu erklären versucht. Wohl das Beste darüber hat der Rembrandt-Biograph Neumann geschrieben, was wieder von Muther in seiner Weise übernommen und dadurch Allgemeinut des Kunstgeschichte treibenden Publikums geworden ist. Ich für meine Person bin geneigt, einen großen Teil der Schuld unserem Schulwesen zuzuschreiben. Während in den früheren Jahrhunderten kein unüberwindlicher Graben zwischen Handwerker und Künstler bestand — wurde doch mancher Tischler zum Hofarchitekten ernannt, und der Schöpfer des herrlichsten protestantischen Domes, der Frauenkirche in Dresden, ist der Maurermeister Georg Behr, — verlangte der Staat nach den Freiheitskriegen von seinen höheren Baubeamten das Abiturientenexamen und ein akademisches Studium. Die Berechtigung dieser Forderung soll von mir durchaus nicht bestritten werden, aber ihre Wirkung war doch die, daß damit ein Keil zwischen die Männer der Praxis und die der Theorie getrieben wurde. Weiter war für den Handwerkerstand als solchen die Einjährigfreiwilligen-Berechtigung äußerst verderblich; diejenigen nämlich, die sich diese Berechtigung erworben oder auch nur „erfessen“ hatten, hielten sich nicht selten für viel zu gut, das Handwerk ihres Vaters, obgleich es einen goldenen Boden hatte, zu ergreifen. Daß gerade dadurch eine Menge höchst intelligenter junger Männer dem Handwerkerstande entzogen wurde, wird jeder Kenner der Verhältnisse ohne weiteres zugeben. Was auf diese Weise dem Stande verblieb, waren zumeist die Schüler der Volksschulen. Und wenn der Stand geistig nicht ganz und gar verarmte, so lag es daran, daß die Intelligenz — Gott sei Dank — noch nicht an das Portemonnaie gebunden ist, denn der Besuch einer höheren oder niederen Schule — d. h. mit oder ohne Schulgeld — ist doch zunächst eine reine Geldfrage. So wirkte denn auch die Einjährig-Berechtigung wie ein zweiter Keil. Dazu kam leider noch der Dünkel, den das leidige Berechtigungswesen immer mit sich bringt. Ich brauche ja das nicht weiter auszumalen. Aber der Graben zwischen dem einfachen Tischlermeister und dem königlichen Baumeister war im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Meer angewachsen, das zwei Welten trennte!

Wir können heute über diese Verhältnisse offen sprechen, weil sie zum Teil bereits überwunden hinter uns liegen. Die Fachschulen und der weise Paragraph, von dem in Zukunft noch weit mehr Gebrauch gemacht werden muß, daß, wer in seinem Handwerk etwas Künstlerisches leistet, nur ein Jahr zu dienen braucht, — besonders aber das verständnisvolle Zusammenarbeiten der Theoretiker, die von ihrem Podium herabgestiegen sind, und der Praktiker haben uns bereits auf fast allen Gebieten eine neue Kunst gebracht, die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Ich wenigstens zweifle nicht daran, daß diese Kunst nach glücklicher Beendigung des Krieges ihren Siegeszug durch die Welt nehmen wird, wie einst die Kunst Nürnbergs und Augsburgs. Weit schwieriger als die Erziehung der Kunstjünger wird sich die Heranbildung eines wirklichen Kunstverständnisses im großen Publikum ermöglichen lassen, da dessen Material-Unkenntnis vorläufig noch fast ebenso bodenlos ist, wie seine Unfähigkeit, einen Kunstgegenstand von einem Massenartikel zu unterscheiden. Das wird sicher nicht eher geschehen, als bis unser ganzes Volk, wie unser Kunsthandwerk schon in den letzten Jahren, die Wendung von der Quantität zur Qualität gemacht hat; die höchste Qualitätsarbeit ist und wird immer eine Leistung der künstlerisch geschulten Menschenhand sein.

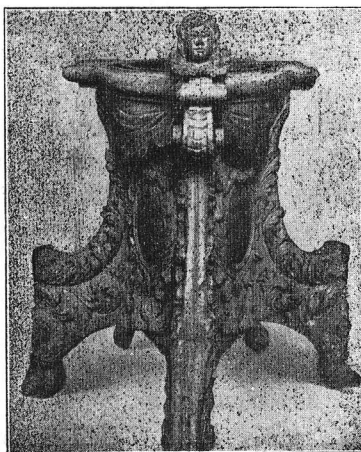
Was ich damit meine, kann ich meinen Prenzlauer Lesern an zwei Beispielen aus ihrem Stadtpark klar machen. Dort steht auf dem Mittelweg eine einfache Vase aus Sandstein, — ich bemerke ausdrücklich, es gibt viel reichere und vielleicht auch schönere, z. B. die Vase vor der Kirche in Grambow — aber, so schlicht wie sie ist, stammt sie aus jener Zeit, in der das künstlerische Empfinden noch flüchtig war, gleichsam das ganze Wesen des Steinmeßers durchdrang bis in die Fingerspitzen hinein, wo der empfindliche Nerv sich unmittelbar mit den Gegenständen der Außenwelt berührt, und deshalb mußte der rohe Stein sich dem Gedanken des Meisters fügen. So entstand dies formvollendete, dem Auge von jeder Seite und in jeder Beleuchtung so wohlthuende Werk. Auf der andern Seite steht ein paar hundert Meter weiter ein Obelisk aus poliertem Granit, ein kaltes, nichtsagendes Erzeugnis der modernen Grabsteinindustrie, näher des Maschinenschliffs. Der eine Stein ist in seiner Art ein Kunstgegenstand, den die geschulte, fast liebende Hand eines denkenden Menschen formte, der andere ein Massenartikel, wie ihn in dieser Vollkommenheit nur die gewaltigen Schleifereien der Neuzeit hervorbringen können.

Damit will ich meine Wanderung durch die Bau- und Kunstdenkmäler der Uckermark schließen. Es ist vornehmlich eine Besprechung der kirchlichen Kunst und ihrer Werke, geworden. Ich habe versucht, die Gedanken, die einst diese Werke hervorgerufen haben, nachzudenken; ob ich sie immer richtig getroffen und gedeutet habe, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich mich redlich bemüht habe, in jedem, auch dem kleinsten Stück, den denkenden Menschen, der es schuf, zu erkennen. Und wenn ich mit meiner Darlegung weiter nichts erreiche, als daß ich den ehrwürdigen Gebäuden und ihrem verstaubten Inhalt neue Freunde verschaffe, so bin ich zufrieden, denn das war mein Zweck!

Verzeichniss der Bilder des II. Theiles.

Bandelow	Altar	108		Fergitz	Altar	49
	Kanzel	114		Flieth	Altar	57
	Kirche	127		Frauenhagen	Kirche	112
Baumgarten	Altar	94			Altar	113
	Turm	97		Fredersdorf	Kirche	20
	Empore	124		Greiffenberg	Grabplatten	82—83
Bertikow	Kirche	19			Altar	120
	Altar	25		Golm	Kirche	46
	Portal	38			Altar	119
Berkholz	Kirche	22		Golzow	Kirche	129
bei Boitzenburg	Altar	93		Gramzow	Kloster	8 9
Biesenbrow	Gitter	65		Günterberg	Taufe	73
Blumenhagen	Ostgiebel	35			Chorgestühl	81
Boitzenburg	Schloß	90		Hardenbeck	Kirche	2
	Kirche	121		Himmelpfort	Altarbild	64
Briefst	Kirche	12		Hohengüstow	Kirche	44
	Turm	13			Tür	49
	Altar	31			Turm	99
	Kanzel	68		Holzendorf	Altar	47
	Taufe	71		Kaakstedt	Altar	50
Britz	Kirche	130			Kanzel	70
	Turm	131		Kerfow	Altar	58
Dargitz	Wandbilder	40—43			Taufstessel	122
Dauer	Altar	109		Klinkow	Kirche	105
Delow	Kirche	15		Kröchlendorff	Kirche	125
	Altar	52		Lüdersdorf	Bauernhäuser	5 6
	Empore	75		Lübbenow	Kanzel	67
	Taufe	74			Epitaph	85
Dobberzin	Altar	118		Lüglow	Kirche	17
Drense	Kirche	45		Menfin	Altar	55
Eickstedt	Altar	54			Kanzel	66
	Empore	76			Empore	77
Ellingen	Kirche	51		Milmersdorf	Altar	48
	Altar	60		Mürow	Kirche	3
Falkenhagen	Kanzel und Altar	111		Nechlin	Patronatsloge	78
	Bauernhaus	7			Kirche	101
Falkenwalde	Kirche	14			Kanzel	115

Nieden	Altar	63	Schmarfow	Empore	79
Niederlandin	Altar	28		Kanzel	117
	Taufe	62	Schmiedeberg	Apfis	23
	Grabplatten	84 86		Altar	27
	Schloß-Portal	92	Schmölln	Altar	61 62
	Humpen	123		Kanzel	69
Neuendorf	Kirche	10		Kirche	104
	Chorgestühl	80	Schönwerder	Portal	34
	Altar	107		Altar	53
Oderberg	Kirche	126	Schwaneberg	Kirche	11
Paarstein	Kirche	4		Altar	110
Paffow	Altar	29 30	Seelübbe	Kirche	128
	Kirche	96	Stegelig	Altar	56
Pinnow b. Boglow	Epitaph	88		Standbild	87
Pinnow Kr. A.	Kirche	102		Kirche	103
Boglow	Turm	98	Steinhöfel	Portal	36
Brenzlau	Nikolai-Portal	32	Stolzenhagen	Kirche	1
	Marien-Portal	37	Strehlow	Epitaph	89
	Jakobi	34	Thomsdorf	Kirche	18
	Heilige-Geist-Altar	116	Verkehrt-Grünow	Kirche	16
Rittgarten	Altar	26	Werbelow	Altar	106
	Kirche	95	Wilfikow	Apfis	24
Rosenow	Kirche	100	Zichow	Kirche	91
Schapow	Kirche	21			



Boglower Taufständer.

Bericht über die Tätigkeit des Vereins während des Jahres 1914.

Die im September 1913 begonnenen und bis zum Jahresluß fortgesetzten Vorarbeiten für die Freilegung der Burgruine bei der Stadt Greiffenberg wurden im Spätherbst des Berichtsjahres wieder aufgenommen und mit den geringen, in der Kriegszeit zur Verfügung stehenden Arbeitskräften möglichst weit gefördert. Zunächst war es für die Freilegung des Burghofes erforderlich, die innerhalb der Umfassungsmauern lagernden Schuttmassen, die bei den bisherigen Probeuntersuchungen noch nicht hinderlich waren, zu entfernen. Zu diesem Zweck wurde eine Feldbahn angelegt und der Abraum auf Kippwagen an der Südostseite über das Burgmauerfundament den Abhang hinuntergeschüttet. Diese Seite war dafür insofern geeignet, als von hier aus eine durch früher wiederholt vorgenommenes Abfahren von Wallerde für Wegebetterungen entstandene Fehlstelle allmählich wieder aufgefüllt werden konnte. Bei dem Schuttausheben kamen längs der ganzen Nordseite des Burghofes starke Feldsteinfundamente und -wände von mehreren Gebäuden zum Vorschein. Von der Nordwestecke beginnend, konnte ein Teil derselben vollständig ausgeräumt und freigelegt werden. Eine aus geschichteten Feldsteinquadern errichtete, an die nördliche Umfassungsmauer des Burghofes rechtwinklig anstoßende Wand enthält etwa in der Mitte den unteren Teil der aus sorgfältig bearbeiteten Feldsteinen hergestellten Laibung eines Portals mit eingesetzten eisernen Hasphaken für eine zweiflügelige Tür. Vor dem Eingang liegen noch einige Stufen einer Steintreppe. Diese scheint jedoch erst später bei einem Erweiterungsbau der Burg angelegt worden zu sein und zu jenem, nur noch als Keller benutzten Raum geführt zu haben. Material und Bauart lassen jedenfalls darauf schließen, daß hier an der Nordseite einige der ältesten Gebäude der Burg gestanden haben. Bei der bis zum Jahresluß durchgeführten Ausgrabung und Schuttabfuhr gab es auch wieder eine Anzahl bemerkenswerter Kleinfunde, unter anderen ein großes eisernes Vorhängeschloß, das Bruchstück einer Flöte aus Knochen und eine kleine runde Platte aus Knochen mit dem Relieffkopf eines mit Sturmhaube bedeckten Kriegers.

Die Sammlungen im U e r m ä r k i s c h e n M u s e u m wurden auch im Jahre 1914 um eine ganze Reihe von Altertümern, teils durch Stiftungen, teils durch Ankäufe erworben, vermehrt. Von besonderem Interesse sind die aus einem Skelettgrabe der jüngeren römischen Kaiserzeit auf dem Mühlenberge bei Battin (Kr. Prenzlau) herrührenden Beigaben, bestehend aus 2 silbernen Armbrustfibeln mit aufgelegten Silberschnüren und Glaspasten, sowie 56 Bernsteinperlen von verschiedener Form und Größe, wahrscheinlich Bestandteile einer

Galaskette. Aus der Menge von Einzelfundstücken, die bei Anlage der Kanalisation in Prenzlau zum Vorschein kamen und von der Stadtverwaltung dem Museum überwiesen wurden, sind hervorzuheben ein eisernes Pferdegebiß und ein gut erhaltener bronzener Sporn aus mittelalterlicher Zeit. Aus der Sammlung uckermärkischer Städtebilder erging auf Anregung der Stadtverwaltung als Beitrag für die in Leipzig während der Sommermonate veranstalteten Buchgewerbeausstellung das vortreffliche Aquarellgemälde von dem Marktplatz mit Rathaus und Marienkirche in Prenzlau „nach der Natur gezeichnet und gemalt von Herkules Hoefel im Jahre 1828“, sowie eine Zusammenstellung der drei verschiedenen im Jahre 1899 von Ernst Dobbert entworfenen und farbig ausgeführten, seit dem 14., 16. und 18. Jahrhundert geführten Prenzlauer Stadtwappen.

Die Zahl der Museumsbesucher belief sich im Berichtsjahre auf annähernd 7200 Personen, im Jahre 1913 waren es 4800. Die wesentlich höhere Besuchsziffer findet ihre Erklärung in dem regen Interesse, das die während des Krieges aus den verschiedensten Landesteilen zur Fahne einberufenen und hier in Prenzlau ausgebildeten Reservisten und Landwehrmänner für unser Museum zeigten, in dem sie ihre freie Zeit dazu benutzten, die in der Uckermark bisher gesammelten Altertümer kennen zu lernen und sich über die verschiedenen Altersstufen der im Uckerlande heimisch gewesenen Kultur, über die allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung der Erzeugnisse des Kunsthandwerks zu belehren. Auch für den aus großen Städten mit ihren imposanten, reichhaltigen und wohlgepflegten Museen Kommenden hat ein schlichtes, nur dürftig ausgestattetes Lokal- oder Distriktsmuseum eine gewisse Anziehungskraft durch seine Eigenart, durch die Darbietung der lediglich oder wenigstens hauptsächlich in einem bestimmten Arbeitsbezirk gewonnenen Altertümer. Wiederholt ist schon in Wort und Schrift die Daseinsberechtigung und Bedeutung der kleinen Museen anerkannt worden; sie erfüllen ihren Zweck, wenn sie nur solches, sachgemäß geordnetes und behandeltes Material enthalten, aus dem sich eine zuverlässige Uebersicht über die kulturelle Entwicklung eines bestimmten, wozu möglich historisch oder politisch abgegrenzten Gebietes gewinnen läßt. Die Ansammlung des Materials aus dem jedem kleinen Museum zuzuweisenden Arbeitsgebiet muß eine möglichst ausgiebige sein. Die Museumsverwaltung muß auch darauf bedacht sein, von allen in dem Sammelgebiet vorhandenen, dem Museum noch nicht überwiesenen heimischen Altertümern Kenntnis zu erlangen, ihnen nachzuspüren, jedes Stück zu inventarisieren und soviel wie möglich der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen. Es ist gewiß mühsam und oft vergeblich, die überall in den Städten und Dörfern verborgenen, nicht selten absichtlich zurückgehaltenen Antiquitäten auszulösen, aber zuweilen gelingt es doch und gelegentlich auf ganz einfache Weise. So waren aus dem zum Sammelgebiet des Museums gehörenden Kreise Angermünde trotz derselben regen Sammeltätigkeit bisher nur wenig Altertümer dem Museum zugewendet worden. Als aber der in Angermünde begründete Verkehrs- und Verschönerungsverein für seine Bestrebungen auch das Vorhandensein einer

Altertumsammlung, eines „Heimatmuseums“ in Angermünde für geboten hielt und an die Bürgerschaft und Bewohner der Umgegend Aufforderungen ergehen ließ, geeignete Gegenstände dafür einzuliefern, kam schon in kurzer Zeit eine ansehnliche Sammlung zustande. Die Ablieferung und Aufbewahrung in dem Museum in Prenzlau erschien den bisherigen Besitzern wohl zu entlegen, sie wünschten die ihnen lieb gewordenen Familienandenken und Funde von ihren eigenen Grundstücken in ihrer Nähe zu haben und sich gelegentlich eines Stadtbesuchs in Gemeinschaft mit den Bekannten an ihnen zu erfreuen. Das neue Heimatmuseum in Angermünde übte demgemäß eine stärkere Anziehungskraft auf die bisher noch nicht erschlossenen Altertümer dieser Gegend aus, als das entlegene, wenn auch ältere, reicher fundierte und besetzte Zentralmuseum der Uckermark in Prenzlau. Ähnlich gestalteten sich seinerzeit die Verhältnisse bezüglich des jetzigen Märkischen Museums der Stadt Berlin, das noch vor wenigen Jahrzehnten die einzige größere Sammelstelle von Altertüchern in der Provinz Brandenburg darstellte und als märkisches Provinzialmuseum noch jetzt Geltung hat. Der aus allen Teilen der Provinz angewachsene Bestand dieses Museums ist sehr bedeutend und vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Trotzdem füllen sich die in den letzten Jahrzehnten überall in der Provinz errichteten Lokal- und Distriktsmuseen in nicht geahnter Weise von der unermesslichen Fundgrube märkischer Altertümer. Zu den reichhaltigsten Gebieten gehört die Uckermark mit ihrer historisch denkwürdigen Hauptstadt Prenzlau. Das hier seit 1899 bestehende Uckermärkische Museum ist und bleibt auch nach der Errichtung des Heimatmuseums in Angermünde die Zentralsammelstelle der uckermärkischen Altertümer. Beide Museen haben einen gewissen Zusammenhang, sie ergänzen und fördern sich gegenseitig, sie erstreben ein gemeinsames Ziel, das Angermünder steht unter der Obhut und Fürsorge des Prenzlauer. Die dem Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Verein als Mitglied angeschlossene historische Abteilung des Angermünder Verkehrs- und Verschönerungsvereins kann zu ihren Veröffentlichungen die in Prenzlau erscheinenden Vereinsmitteilungen benutzen. Eine gemeinsame, uneigennütige Wirksamkeit beider Museen wird gewiß für die Erforschung der Geschichte und kulturellen Entwicklung der Uckermark von großem Nutzen sein.

Von den Vereinsmitteilungen erschien im Berichtsjahr das 3. und 4. Heft des 5. Bandes. Aufgenommen waren außer dem Bericht über die Vereinstätigkeit und Bücherbesprechungen 131 Abbildungen zu der im vorjährigen Heft enthaltenen, von Dr. Ohle als Beitrag zur Heimatkunde dargestellten Besiedlung der Uckermark und Geschichte ihrer Dorfkirchen. Zu den Kosten der Herstellung dieses bilderreichen Heftes hatte die Provinzialverwaltung eine starke Beihilfe gewährt. Leider lassen mehrere Abbildungen in bezug auf Schärfe und Deutlichkeit mancherlei zu wünschen übrig.

Die ordentliche Hauptversammlung fand am Montag, den 30. November, in Prenzlau statt. Nach Erstattung des Jahresberichts erfolgte die Rechnungslegung und Auslosung von drei Anteilscheinen. Zur Ergänzung des Vorstandes wurden für die von Prenzlau verzogenen bisherigen Mitglieder, Land-

gerichtsrat Dr. Philippi und Regierungsbaumeister Grumbholtz neu gewählt: Erster Bürgermeister Dr. Schreiber und Rektor Runge. Von dem sonst üblichen für die Hauptversammlung angefertigten Vortrag war diesmal in Anbetracht der Kriegszeit Abstand genommen worden.

Die vom Vorstand geprüfte und für richtig befundene Jahresrechnung enthält folgenden Abschluß:

Einnahmen:		M	s
Bestand aus dem Vorjahre		60,73	
Mitgliederbeiträge		1216,95	
Unterstützungen		1960,—	
Verkauf von Druckfachen, Eintrittsgeld		54,—	
Abhebungen von der Sparkasse		850,—	
Geschenke		200,—	
Insgemein		<u>6,—</u>	
	im ganzen	4347,68	
Ausgaben:		M	s
Löhne		461,69	
Museum		46,—	
Erwerbungen und Forschungen		821,85	
Druckfachen		1336,—	
Bibliothek		34,83	
Versicherungen		155,—	
Auslosung von Anteilscheinen		300,—	
Zur Sparkasse		800,—	
Porto und Bestellgeld		14,96	
Insgemein		<u>2,—</u>	
Bestand		375,35	
	im ganzen	4347,68	

Das Vereinsvermögen betrug am 31. Dezember 1914: 17 074,98 Mark, davon befanden sich auf der Sparkasse 16 699,63 Mark, in der Kasse des Schatzmeisters 375,35 Mark. Vermögensvermehrung im Jahre 1914: 812,49 Mark.

D. v. d. Hagen.

Das Uckermärkische Museum zu Prenzlau

befindet sich in der Wittstraße 2, der ehemaligen Heiligen Geistkirche in der Nähe des Marktes. Es ist für jedermann kostenfrei geöffnet Mittwochs, Sonnabends und Sonntags von 1/22—1/24 Uhr. Außer dieser Zeit kann das Museum besichtigt werden nach vorheriger Anmeldung bei dem Museumswärter Jahn, Neustadt 692b.

Der **Uckermärkische Museums- und Geschichtsverein zu Prenzlau** liefert die von ihm in zwangloser Reihenfolge herausgegebenen „Mitteilungen“ an seine Mitglieder gegen einen Jahresbeitrag von 4 Mark. Anmeldungen zur Mitgliedschaft und Geldsendungen sind an den Kassenwart des Vereins, Herrn Rechtsanwalt **Dr. Schwartz**, Prenzlau, zu richten. Die für das Museum bestimmten Altertümer können abgeliefert werden bei **A. Mieck Verlagshandlung G. m. b. H.**, Prenzlau, Klosterstraße 24, oder an den Museumswärter **Jahn**, Prenzlau, Neustadt 692b.

Veröffentlichungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau.

Arbeiten des Uckermärkischen Museums- und

Preis jedes Heftes 50 Pfg. **Geschichts-Vereins.** Preis jedes Heftes 50 Pfg.

- Heft 1: **Die Eiszeit in der Uckermark** von Georg Schmeißer.
Heft 2: **Uckermärkisches Volkstum und lebendes Altertum** von R. Sendke.
Heft 3: **Vorgeschichtliche Beziehungen der Uckermark während der Stein- und Bronzezeit** von Hugo Schumann.
Heft 4: **Fossile Reste** und was sie uns lehren über die Entwicklungsgeschichte unserer Fauna und Flora von Otto Leonhard.

Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins.

- I. Band. 1. Heft.** 1901. Preis 50 Pfg. (Zwei uckermärkische Bronzedepot-Funde, — Freiluftmuseum. — Die Vogteien der Uckermark. — Uckermärkische Volkssagen.)
- 2. Heft.** 1902. Preis 50 Pfg. (Spätromischer Grabfund von Damme.) — Das Kloster Gramzow. — Die Klosterkirche in Angermünde. — Ein Beitrag zur Lebensweise der uckermärkischen Vornehmen im 16. Jahrhundert — Altuckermärkische Hochzeitsgebräuche. — Der Prenzlauer Roland. — Die Kreidelager bei Grimme. — Uckermärkische Volkssagen.)
- 3. und 4. Heft.** 1902. Preis 1 Mk. (Goldene Eidringe aus der Uckermark. — Das spätkarolinische Gefäß von Criewen. Der Hacksilberfund von Alexanderhof. — Zwei Mammut-Backenzähne aus der Kiesgrube bei Prenzlau. — Die gravierte Bronzeschale von Groß-Fredenwalde. — Zwei Fehdebrieve Prenzlauer Bürger an die von Arnim. — Ein freudiges Ereignis und eine Kindtaufe im altuckermärkischen Bauernhause.)
- II. Band. 1. Heft.** 1903. Preis 50 Pfg. (Der Bronzedolch von Magnushof. — Die uckermärkischen Münz- und Geldverhältnisse während des Mittelalters. — Ein uckermärkischer Edelmann der fridericianischen Zeit als Soldat und Landwirt. — Ein bäuerliches Begräbnis vor 100 Jahren. — Die älteste Apotheke der Uckermark.)
- 2. Heft.** 1903. Preis 50 Pfg. (Geschäftsbericht für 1902. — Ausflug der Berliner anthropologischen Gesellschaft nach Prenzlau und Umgegend. — Das steinzeitliche Gräberfeld von Jagow. — Das erloschene Geschlecht von Fahrenholz. — Ein untergegangenes Dorf in der Uckermark. — Zwölf Prenzlauer Leichenpredigten. — Wappen- und Siegel der Stadt Prenzlau)
- 3. und 4. Heft.** 1904. Preis 1 Mk. (Zwei Bronzenadeln aus Lübbenow und Greiffenberg. — Die Schlacht in und bei Angermünde vom 27. bis zum 29. März 1420. — Eine uckermärkische Dorfkirche. — Aus der Zeit der Fluggenossenschaft. — Die Erbauung des Rathauses zu Prenzlau. — Zwei Prenzlauer Schatzgräbergeschichten. — Der Roland zu Potzlow.)
- III. Band. 1. Heft.** 1905. Preis 1 Mk. (Vergriffen). (Zum Andenken an August Mieck. — Geschäftsbericht für 1903. — Neue prähistorische Funde aus der Uckermark. — Schumanns „Steinzeitgräber der Uckermark“. — Die Ketzer und Märtyrer der Uckermark. — Der Hindenburger Gobelin. — Das Schloß Prenzlau. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums.)
- 2. Heft.** 1906. Preis 1 Mk. (Vergriffen). (Die Prenzlauer Heiligen. — Das Wappen der Stadt Greiffenberg in der Uckermark. — Ein Fürstenbesuch in Prenzlau. — Nachlese zum Hacksilberfund von Alexanderhof. — Eine Belehrung über Feuerverhütung und Feuerlöschung aus dem 18. Jahrhundert. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums. — Geschäftsbericht für das Jahr 1904.)
- 3. Heft.** 1906. Preis 1 Mk. (Vergriffen.) (Die Schicksale der Uckermark in den Jahren 1806 bis 1808. — Zwei Briefe. — Das Stettiner Tor in Prenzlau. — Prenzlaus Baudenkmäler. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums. — Geschäftsbericht für das Jahr 1905)
- 4. Heft.** 1907. Preis 1 Mk. (Prenzlauer Straßennamen. — Liebe am Finowkanal. — Geschäftsbericht für das Jahr 1906.)
- IV. Band. 1. Heft.** 1908. Preis 1 Mk. (Die Hexen in und um Prenzlau. — Geschäftsbericht für das Jahr 1907. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums.)
- 2. Heft.** 1909. Preis 1 Mk. (Prenzlaus Hospitäler. — Landesanbau im Wendelande zur Askanierzeit. — Bericht über die Tätigkeit des Vereins während des Jahres 1908. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums.)
- 3. Heft.** 1910. Preis 1 Mk. (Denkmale und Erinnerungen an die Schwedenzeit in der Mark.) — Aus den Aufzeichnungen eines Prenzlauer Feldpredigers. — Eine uckermärkische Dorfschule vor hundert Jahren — Fachwerk und Blockhauswand. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums.)
- 4. Heft.** 1911. Preis 1 Mk. (Der Fergitzer Burgwall. — Uckermärkische Kulturbilder aus dem 16. Jahrhundert. — Prenzlaus Beamtenbesoldung in alter Zeit. — Straßenreinigung in Prenzlau. — Eine empfehlenswerte Orts- und Familiengeschichte. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums. — Bericht über die Tätigkeit des Vereins während des Jahres 1910.)
- V. Band. 1. Heft.** 1912. Preis 1 Mk. (Der Fredenwalder Wallberg. — Drei Erbhuldigungen in Prenzlau. — Die ersten Maulbeer-Plantagen in Prenzlau. — Ungedruckte Urkunden zur Geschichte uckermärkischer Lehnschulzengüter. — Neue Erwerbungen des Uckermärkischen Museums. — Bericht über die Tätigkeit des Vereins während des Jahres 1911.)
- 2. Heft.** 1913. Preis 1,50 Mk. (Die Besiedelung der Uckermark und die Geschichte ihrer Dorfkirchen. — Bericht über die Tätigkeit des Vereins während des Jahres 1912.)
- 3. und 4. Heft.** Preis 3 Mk. (Bericht über die Tätigkeit des Vereins während des Jahres 1913. — Büchermarkt. — 131 Abbildungen zur Besiedelung der Uckermark.)

Sämtliche Veröffentlichungen des Vereins sind zu beziehen von
A. Mieck Verlagshandlung G. m. b. H. in Prenzlau.